

Hans Schwarz



*Heitere Erinnerungen
eines alten
Soldaten*

Alle Rechte bleiben bei den Erben.

Gestattet ist alleine der Ausdruck zum privaten Lesegebrauch.

Ausdrücklich ausgeschlossen von der Nutzung ist jede Verbreitung und/oder Aufarbeitung
kommerzieller Natur (i. B. Print-, Ton- und Filmmedien).

Dies gilt für das Gesamtwerk, wie auch für Ausschnitte davon.

Zeichnungen von Pierrehumbert **Erschienen 1955 by „Schwarz auf weiß“-Verlag, Köniz**

Nichtkommerzielle Neuauflage im Eigenverlag für den Freundes- und Bekanntenkreis
Mit der freundlichen Genehmigung von Frau Ruth Müller-Schwarz, Köniz, Tochter von Hans Schwarz

2006 Thun, Ignaz Schmucki

*Dem Andenken
von Oberst Rudolf von Erlach,
Kommandanten der Berner Infanteriebrigade 7
1914 / 18*

*- unserem «Brigaderüedu» -
und allen seinen Soldaten*

Vor der Schlacht

eine kurze, aber notwendige Orientierung: Dieses kleine Buch habe ich für die Soldaten geschrieben, sensible und allzu empfindliche Seelen sollen davon lassen. Hier wird ungeschminkt die raue Sprache der Dätel von 1914 gesprochen – unsere Sprache. Bei aller notwendigen Kritik einer historisch-getreuen Rückschau nach vierzig Jahren wird dieses Buch für unser helvetisches Wehrwesen aufbauend und nützlich sein, es wird unsere Armee populärer machen als eine trockene, wissenschaftliche Abhandlung. Würde ich unsere Sprache von damals, als rings um unser Land die Fackeln des Krieges und der schonungslosen Vernichtung brannten, verfeinert und geschliffen haben, dann würden die alten Soldaten die Zeiten von dazumal nicht wiedererkennen, dann würden sie sagen: so war es nicht, so gehobelt und zimperlich, das ist kein wahres Buch. Ich will aber, daß der letzte Träng, dem diese altvertrauten Geschichten in ihrer wirklichen Gestalt wieder vor Augen kommen, bekennen muß: ja, so waren wir, so sind wir und so werden wir immer sein! Rauhschalig in einer rauhen Zeit, unerschrocken in einer gefährvollen Zeit, treu in einer verworrenen Zeit!

Hans Schwarz

Köniz, vierzig Jahre nachher

Wer will unter die Soldaten...

Wenn man älter wird, allmählich kälter wird und bald am Schwanz des sechsten Dezenniums anlangt, dann darf man sich anehocken und seine Erinnerungen aufzeichnen, wenn man Erinnerungen hat und es sich drwärt ist, sie zu erzählen, was für den großen Haufen wohl bezweifelt werden muß. Jahraus, jahrein, immer der gleiche Trapp, alle Tage zweimal ins Büro oder in die Fabrik oder Werkstatt und zweimal retour u Röschi u Surchabis u Surchabis u Röschi zwüschine, etwas Skifahren im Winter und Velofahren im Sommer, und daß es einem einmal zünftig auf den Ranzen geschlagen hat ist fast die Sensation des Lebens, und - nachträglich - so amüsant wie die einzige Hochziit, so zehn Jahre lang, zwanzig Jahre, vierzig Jahre, und dann gottlob die AHV und vielleicht sogar eine richtige Pension. Aber eben - und das war ja der Beweggrund für diese Laufbahn des großen Haufens - immer ein sicherer Lohn, der gerade so längte und ein geruhiges Abwarten bis sie kommen mit den sechs Ladli und dem Deckel - leb wohl du alter Sekundarlehrer. So sicher und gsorget haben wir es nie gehabt und werden es nie haben, wir, die letzten Outsider in allen Dingen, die Nirgendsorganisierten, die allerletzten Zigeuner des gleichgeschalteten und schematisierten zwanzigsten Jahrhunderts! Aber dafür haben wir etwas, und das würden wir nicht tauschen, gegen kein Ruhegehalt und keine Sicherheit - eine Hutte gestrichen voll Erinnerungen. Wir möchten also unser Leben gegen kein anderes geben. Aber herausschuldig sind wir euch viel, denn ihr habt das schwerere Teil getragen, und daß die Großzahl so immergleich lebt und arbeitet, ist wirtschaftlich notwendig und staaterhaltend, und ihr habt euch um die Gesellschaft verdient gemacht, und deshalb möchten wir das irgendwie entgelten, und das können wir nur mit dem, was wir haben, eben mit unsern Erinnerungen. Ihr sollt daran teilhaben, und wenn es uns gelingt, euch diese Erinnerungen wie eigene in Gedanken durchleben zu lassen, dann haben wir in guter Münze bezahlt; denn wir mußten ja diese Erinnerungen auch bezahlen, oft mit vielen Schwierigkeiten des Lebens, aber davon soll hier nicht die Rede sein. Wir wollen mit unvermeidlichen Ausnahmen nur Lustiges und Fröhliches aus unserer Hutte kramen und für diesmal ausschließlich Militärgschichtli erzählen. Ihr braucht nicht zu sorgen, daß daraus ein helvetisches - 08/15 werde, dazu ist uns unsere Milizarmee zu gut, und wir betrachten sie seit Anbeginn und bis auf den heutigen Tag als die beste Armee der Erde und aller Zeiten. Lacht nicht, liebe Miteidgenossen, wenn ich das behaupte, denn auf unserm Boden und auf unsern Bergen, in unsern Wäldern und Chrächen und zehntausend Steiltälern ist unsere Miliz die allein richtige und die beste.

Zu unserer Zeit noch war der Militärdienst romantischer, wir hatten noch Pferde, Pferde in jeder Einheit aller Waffen, und heute hat es fast nur noch seelenlose Motoren. Mit dem Pferd waren wir immer irgendwie daheim - im hintersten Jurakaff, im lausigsten Kantonement, wir schliefen bei unsern Rossen im Stroh und hörten halbwach ihr Schnauben und Scharren, und wenn sie sich niederlegten und wenn sie aufsprangen den Hufschlag der blinkenden Eisen. Was ist dagegen ein kalter Motor? Ein Roboter, der auf Befehl anspringt und für das Gemüt des Soldaten ein Nichts!

Rekrut von Anno vierzehn

Man konnte sich vor dem Ersten Weltkrieg ein Jahr zu früh stellen, wenn man kräftig genug war. Der Schwarz-Hansli stellte sich zwei Jahre zu früh, mit knappen siebenzehn Jahren, denn ich wollte ins Ausland, und der Battaglia-Noldi in Le Havre hatte mir bereits eine Stelle. Damals waren die Rekrutenprüfungen noch streng, es gab sieben Noten. Ich werde eine nette Telephonnummer von der Prüfung heimbringen, da ich zhalb Ziit die Fortbildungsschule geschwänzt, prophezeite der alte Spycher, dessen Bub im Vorjahr lauter Einser bis auf einen einzigen Zweier heimbrachte. Nun gut, ich hatte ein ungeheures Glück und konnte ihm dann lauter Einser unter die Nase halten, was er ganz einfach kaum fassen konnte. Aber ich hatte an dieser Prüfung ein seltenes Schwein. Weitsprung, Steinheben, Schnellauf waren für mich als Nationalturner ein Kinderspiel in Konkurrenz mit den Buurebuebe und Knechtli, ja auch den meisten Arbeitern und Studenten, die nicht Turner waren. Lesen, Aufsatz, Rechnen gaben ohne besondere Anstrengung Einer. Wo es einen aber litzen konnte, das war die Vaterlandskunde, denn da feckten sie uns ehemalige Gymeler und Studenten mit den ausgefallensten Fragen. Nun hatte ich gerade an diesem Morgen noch schnell das «Berner Tagblatt» durchstöbert, und da war eine kurze Meldung, daß das östlichste Graubündner Dorf, Samnaun, das bisher vom Schweizerland vollständig abgeschnitten war, eine Postverbindung erhalten habe. Der Lehrer-Experte hatte das wahrscheinlich beim Fröhkaffi auch grad gelesen und dachte sich, dem Bürschteli da wollen wir es nun reisen. So fragte er mich: «Wie heißt das östlichste Graubündner Dorf?» Und ohne Besinnen konnte ich erwidern: «Samnaun, Herr Doktor!» Er war so überrascht, daß ich das wußte und wahrscheinlich auch durch den «Herrn Doktor» gebauchpinselt, da er gar nicht Doktor war, daß er lachte, mir einen Einser gab und sagte, das sei ja ganz prima, da brauche er gar nicht weiter zu fragen. Hinter mir kam der Glatthard-Köbel, ein Oberlehrersbub und Streber, der im Gymer immer der Erste war, und der auch auf diese Rekrutenprüfung hin gebüffelt hatte wie verrückt, und der mußte ein halbes Dutzend ganz verflucht schwere Fragen beantworten und hatte nur eine richtig und bekam einen Vierer, und im Weitsprung und Heben hatte er sowieso schon zwei Dreier. Er war fuchsteufelswild und hätte mir auf dem Heimweg am liebsten den Ranzen verhauen, wenn er sich getraut hätte, so blieb's bei einer Schimpfiade bis zum Tramhüsli. Das sei die dümmscht donners Bschiß-Prüfig, di füülsten und dümmsten Cheiben, wie ich, bekämen lauter Einser, und ausgerechnet er habe jetzt für seiner Läbtig diese verfluchte Telephonnummer im Büchli, jetzt werde er wahrscheinlich nicht einmal Offizier, und wenn er heimkomme haue ihm dr Alt migottstüüri no a Chlapf. Ich tröstete ihn schadenfroh, das sei ihm grad ein guter Lehrplätz, ich hätte ihm ja immer gesagt, diese Büffelei sei für d Chatz, man könne doch gottverdeckel nicht das Lexikon auswendig lernen, und wenn der Donner mir seine Fragen vorgelegt hätte, ich hätte, dr Tüfu söll's näh, grad kei einzigi gewußt und er doch noch eine!

Die Infanterie und, die Artillerie und die Kavallerie war auch dabei

Ich wollte natürlich zur Kavallerie. Aber es wurde nichts daraus. Wenn ich die Rekrutenschule zwei Jahre zu früh machen wolle, dann könne ich das nur bei der Infanterie, sagte mir der Rekrutierungsoffizier. Noch zwei Jahre warten wollte ich nicht. Also zum große Hufe. Einrücken am 3. Juni 1914 in der Kaserne zu Bern. Wir wurden geschlaucht, wie das damals üblich war; aber gegen die Kavallerie war es die reinste Sunntigschuel. Wenn wir unter den schattigen Bäumen, unsern Spatz spachtelten, dann mußten die Dragoner Froschhüpfen von den Stallungen über die Exerzierwiese bis zu den schattigen Tischen, mindestens dreihundert Meter weit, und wer auf den Ranzen fiel, bekam vom Korporal noch einen Stupf is Füdle - und mußte im Laufschrift zum Stall zurückseckeln und von vorne anfangen. Es fielen viele auf den Ranzen, denn sie hatten die Stallschürzen umgebunden und wenn einer darauf hüpfte, mußte er natürlich umgheien. Die Dragoner- und Guidenkorporale brüllten, und kommandierten und hatten ihre Freude an der Rekrutenhatz. Es gab immer ein gutes Dutzend so arme Teufel, die mußten Froschhüpfen, bis die Mittagszeit um war und dann ungfressen im Laufschrift zurück in den Stall. Trotzdem verworgete ich fast, daß ich nicht bei der Kavallerie war, und wenn sie dann über die Allmend galoppierten und wir unter dem schweren Oergeli schwitzten wie die Affen, dann dünkte das mich die größte Ungerechtigkeit der Weltgeschichte.

Füsilier Lilienfeld

Wir Schweizer sind keine Antisemiten. Unsere Juden sind so gute und vollwertige Miteidgenossen wie wir alle. Auch die Offizierslaufbahn steht ihnen offen wie jedem, und einmal gab es einen jüdischen Divisionär, und das war einer der tüchtigsten und besten. Wir hatten drei Brüder Lilienfeld in unserer Schulkompanie; sie waren flotte Kameraden, und einer war mein Bettnachbar. Wenn ich mich recht besinne, waren sie alle drei Buchhändler. Wenn wir ein ungerades Mal Krach hatten, dann sagten wir einander auch alle Schande, und dann konnte es vorkommen, daß der Hutzli Chrigel, ein Schuhmacherssohn aus dem Fraubrunnenamt, etwa «Saujüdel» austeilte, aber ganz ohne antisemitischen Einschlag, und der Lilienfeld gab mit gleichem Geschütz ume und nannte ihn «Saurammel». So waren sie quitt, und da der Lilienfeld unseres Zuges immer verflucht viel Geld hatte und der Hutzli Chrigel nur seinen Sold und am Ende der Soldperiode drei Tage keinen Feufer mehr, so hielt der «Saujüdel» den «Saurammel» nach dem Abtreten in der Kantine in splendorer Art frei. Auch aß der Lilienfeld immer nur die halbe Mittagsportion, und z Nacht nahm er gar nüt, und alles putzte der Hutzli Chrigel schmatzend hinunter. Dann bestellte der Lilienfeld in der Kantine ein feines Nachtessen und der Hutzli durfte dabeisitzen und bekam ein paar Bier und wieder den größern Rest vorm Mahl. Ging unser Lilienfeld in die Stadt, dann kehrte er fast jedesmal in der allerletzten Minute mit einem Taxi heim, und deshalb nahm ihn der Korporal Sterchi, seines Zeichens Bauernknecht und ein Brüelihung, besonders auf die Mugge. Immer hieß es: «Füsilier Lilienfäud, nach dem Houptverläse

Papierli zämeläse unger de Bäum.» «Zu Befehl, Korporal», mööggete der Lilienfeld und machte sich daran hin, bis der Korpis verschwunden war; dann gab er dem Hutzli ein Fränkli und der las den Rest zusammen, und der Lilienfeld ging in die Kantine oder in die Stadt. Nur einmal ging es mit beiden verflucht lätz. Der Lilienfeld war wirklich kein Mustersoldat und ein hundsmiserabler Schütze. Bevor er abdrückte, machte er jedesmal die Augen zu, und der Schuß ging weit über die Scheibe ins Vaterland. Unser Leutnant Geißbühler, ein junger Lehrer von Bümpliz, gab sich alle Mühe, den Lilienfeld doch noch schießen zu lernen, er legte sich neben ihn in den Stand oder die Schützenlinie und sprach ihm zu, und so brachte es endlich der Lilienfeld hie und da zu einem Einer oder Zweier in seiner Nullerreihe. Nun ging's zum Hauptschießen um das Schützenabzeichen, und der Lilienfeld wußte es zu richten, daß er neben den Hutzli Chrigel zu liegen kam, der überhaupt fast nur Vierer und Mouchen schoß, denn er war der Meisterschütze der Kompanie. Es schien der Teufel los zu sein. Dem Hutzli Chrigel winkten sie nach jedem Schuß mit der Viererkelle ab und in der Scheibe des Lilienfeld erschien auch immer die Viererkelle, aber schön ruhig, und zeigte lauter Vierer und darunter drei Mouchen. Die ganze Kompanie wunderte sich, und es war das Tagesgespräch, der Lilienfeld bekomme das Schützenabzeichen und der Hutzli Chrigel nicht, das Chalb habe wahrscheinlich am Vorabend zu viel gesoffen und alles Nuller. Am Hauptverlesen vor dem großen Urlaub war die übliche Verteilung der Schützenabzeichen, und der dicke Feldweibel Tschudi, ein Glarner, kommandierte die Meisterschützen vor die Front. Der Lilienfeld wurde nicht abgelesen und schüttelte immer mißbilligend den Kopf und wollte schon reklamieren. Da ließ der Feldweibel die Schützenabzeicheler ins Glied zurücktreten und stellte sich in Achtungstellung vor die Kompanie: «Kompanie, achtung, stett - ruhn! Füsilier Lilienfeld und Füsilier Hutzli - vorträte!» Die beiden rannten vors Glied und pflanzten sich vor dem Feldweibel in Achtungstellung. Dieser zwirbelte erst seinen Seehundsschnauz, und dann erhob er seine Stimme: «Unteroffiziere und Soldaten! Lueget diese zwei da a! Da si die zwe gröschte Fötzelcheibe, die mir in der Kompanie hei!» Der Lilienfeld habe mit dem Hutzli einen Betrug abgemacht beim Hauptschießen, sie hätten übers Kreuz und sich gegenseitig in die Scheiben geschossen. Darum habe der Lilienfeld anscheinend das Schützenabzeichen herausgeschossen und Hutzli lauter Nuller. Die beiden bekämen zwanzig Tage Arrest nach dem Dienst. Als der Feldweibel ihnen «Abträge» kommandierte, kamen die zwei Sünder ins Glied zurückgerannt, der Lilienfeld käsbleich und der Hutzli Chrigel mit einem güggelroten Gring. Später kam alles haargenau aus: der Lilienfeld hatte dem Hutzli Chrigel fünfzig Franken versprochen, wenn er in seine Scheibe schieße und ihm das Schützenabzeichen usemachi, und der Hutzli Chrigel war sofort einverstanden gewesen, denn er dachte, das Schützenabzeichen könne er ja im ersten Wiederholiger immer noch herauschießen. Nach den ersten Vierern des Lilienfeld hatte sich der Leutnant Geißbühler hinter beide ins Gras gelegt und natürlich mit seinem Feldstecher sofort festgestellt, daß die zwei Schlaumeier übers Kreuz schossen.

Der Lilienfeld hatte von da an keinen guten Tag mehr, der Korporal Sterchi schlauchte ihn nid zum säge. Den Hutzli Chrigel übrigens auch, aber dem machte das nichts, er fand den Militärdienst trotzdem schön. Da bekomme man doch alle Tage zfrässe bis gnue, was söll me meh, wäge däm Bitzeli Schluuch söu die ihm auzäme i ds Füdle blase.

Morgen früh, wenn der Hahn und der Feldweibel kräht, und sich jeder so gern nochmals umdrehen tät!

Es war übrigens eine ereignisreiche Rekrutenschule, die von Anno vierzehn. In unserer Gruppe hatten wir so einen richtigen Steckgring, den Messerli Hausi aus der Matte zu Bärn, ein Schlossergesell. Er war ein Jahr älter als die andern und drei Jahre älter als ich, aber er hatte einen wunderbaren, fuchsteufelsroten Spitzbart. Man hat nicht gerne Rekruten mit Bärten, und der Messerli Hausi erhielt Befehl, den Bart abschaben zu lassen. Aber er weigerte sich beharrlich; er habe den Gring nid im Züghuus gfasset und der Bart bliibi, er wolle nicht einen Gring haben wie ein brätschetes Chindsfüdle. Alles nützte nichts, und die Sache ging bis vors Schulkommando; der Messerli Hausi durfte seinen roten Spitzbart behalten. Der Korporal Sterchi fluchte wie ein Rohrspatz, man hätte meinen können, die ganze schweizerische Armeedisziplin gheie auseinander wegen Messerli Hausis Bart. Damals war in Bern Großbetrieb. Die Landesausstellung lockte Massen von Besuchern an, und bei besondern Anlässen mußte unsere Rekrutenschule Absperrungsdienste leisten, so, als der König der Belgier sie besuchte. Ich wurde Meldeordonnanz und bekam ein Militärvelo und sauste in der Ausstellung herum, als ob sie mini wäre.

Dann gab es zwei sehr traurige Ereignisse. Unser Leutnant Geißbühler erschoss sich, ich weiß heute noch nicht, warum; damals hieß es wegen Liebesgram. Er war ein flotter und gerechter Offizier, und wir vom ersten Zug der zweiten Kompagnie, wären für ihn durchs Feuer gegangen, und als wir unter dumpfem Trommelklang und mit umflorter Fahne hinauszogen auf den Bremgartenfriedhof, um die Ehrensalue über das offene Grab abzugeben, weinte gar mancher der jungen Soldaten, und sogar den Hutzli Chrigel worgete es im Hals. Wie beim Militär üblich, marschierten wir unter schneidigen Märschen durch die Stadt zurück, aber die Trompeten hatten zu früh fröhliche Weisen geschmettert. Als wir vor der Kaserne aufmarschierten, war wieder ein Totenwagen da, und eben trugen Rekruten der zweiten Kompagnie einen Sarg hinunter. Hauptmann Gerber, unser Bataillonsinstruktor, hatte sich erschossen, und wir mußten zwei Tage später wieder die Ehrensalue abgeben, weil unser Zug auf das Kommando eingeübt war. Was sich zweie, dritte sich, war die düstere Prophezeiung vieler, aber dann kam der Krieg und man hatte andere Sorgen genug.

Das Verfluchteste für junge Rekruten ist das frühe und schnelle Aufstehen. Der Korporal Sterchi war ein wahrer Sadist, und wenn der Trompeter den ersten Stoß zur Tagwache blies, kam er hereingerannt mit seiner Schrillpfeife und mööggete wie ein Kalb: «Use mitt-ech; wele hocket dört no, dr Mässerli natürlich, mit sim Fotzubart; hüt am Abe uf d Strafwacht!» Es hagelte nur so von Straf-abkommandierungen, dazu waren damals die Unteroffiziere kompetent.

Oublié

Die Kompanien glichen ihre Bestände aus, und einige von uns kamen zur dritten Kompanie. Kommandant war Oberleutnant Renggli, der heutige Oberst, Anwalt und bekannte Führer der Uhrenindustrie. Er war ein feinsinniger und humaner Offizier und bei aller dienstlichen Strenge für uns Rekruten wie ein älterer Kamerad. Die Rekrutenschule dislozierte nach Tramelan im Jura, um noch drei Wochen Feld- und Gefechtsübungen abzuhalten, und ich wurde Oberleutnant Renggli als Pferdeordonnanz zugeteilt, weil die bisherige Ordonnanz erkrankt war. Herrgott, war das ein Jubel, endlich wieder ein Pferd! Der Hutzli Chrigel, als er mir zum erstenmal begegnete mit der frühern Kompanie, verplatzte fast vor Neid und rief mir alle Schlämperlige zu: «Schwärzu, du junge Schnuderhung, hei sie jitz kei Brevere funge zu de Rosse weder di?» In meiner gehobenen Stellung als Kompagnie-Pferdeordonnanz hatte ich als Antwort nur ein überlegenes Grinsen, denn ich durfte meinen Tornister auf den Sattel schnallen und konnte frei marschieren, derweil die hundsgewöhnlichen Kompagniefüsel unter ihren Haarörgeli schwer dahintrappeten. Von Biel weg ging die Infanterie über die Juraberge direkt nach Tramelan, und ich erhielt von Oberleutnant Renggli Befehl, mit dem Pferd über die Taubenlochschlucht und die Pierre-Pertuis nach Tavannes zu marschieren. Man denke sich, ich durfte ganz allein mit «meinem» Pferd in den Jura spazieren. Es war ein sehr schönes und liebes Pferd; seinen Namen weiß ich nicht mehr und nenne es deshalb «Oublié».

Sonst habe ich die Namen von mehr als tausendfünfhundert Pferden verewigt, die ich im Leben bestieg, aber «meinen» «Oublié» muß ich verloren haben. Ich sollte nicht aufsitzen, war mein Befehl. Aber es erging mir mit meinem «Oublié» wie dem Müller und dem Müllerssohn mit ihrem Esel. Ein alter Jurabauer lachte mich im Rank ob Frinvillier aus: «He, jeune homme, il faut-monter!», und einige hundert Schritte weiter - ein herziges Jurameitschi, das auf der Straßenmauer rastete. So hockte ich neben sie und ließ «Oublié» am Steilbord Gras knabbern, um dem Meitschi ein Müntschi abzuläscheln, das es mir nur bewilligte, wenn ich ihm beweise, daß ich aufs Pferd dürfe. Wegen dem verfluchten Tornister war das gar keine leichte Sache, aber ich nahm ihn kurz entschlossen auf den Rücken, gab das Müntschi und noch zwei drüberine, und das freut mich noch heute, nach einundvierzig Jahren, und dann kletterte ich mit dem Tornister auf dem Buckel in den Sattel. Noch lange lachten und winkten wir uns zurück und haben uns nie wieder gesehen! Mit einem Tornister und damaligem Langgewehr und dem ganzen Christbaumschmuck ist es eine Kunst, ein lebhaftes Pferd zu reiten, und «Oublié» wollte nun immer traben, und so ritt ich wie ein buckliger Affe in schneidigem Tempo durch die Straßentunnels und bis nach Sonceboz. Als ich auf meinem «Oublié» ins Dorf tänzelte, hatte ich gleich einen verfluchten Chlupf. Vor der ersten Beiz stand breitspurig ein Trainwachtmeister und stellte mich: Ob ich sofort machen wolle, daß ich vom Guggel herabkomme, das mache ihm jetzt noch eine Falle, mit dem Oergeli auf dem Buckel zu reiten. Aber natürlich, das könne nur so einem Füsel einfallen, der von Pferden einen Dreck verstehe. Wie ich heiße und welchem Offizier das Pferd gehöre? Er notierte sich alles zusammen, und ich dachte: Jitz hetts di, das

git nid nume a Vierezwänzger! Ich wollte nun den Tornister wieder auf den Sattel schnallen, aber der Wachtmeister sagte mir, wie alt und wie tür. Ich solle den Tornister nur selber auf den Hoyer nehmen,



sonst werde er mir ds Maiji singen, und jetzt solle ich abfahren, und zwar handli. So meldete ich mich ab und schwitzte bald wie ein Affe gegen die Pierre-Pertuis hinauf - noch die alte, steile Straße - und vermochte den tänzelnden «Oublié» kaum zu meistern., Als ich außer Sicht des Dorfes war, dachte ich: Läck du mir! und «Oublié» bekam den Tornister wieder aufgeschnallt, und nun ging es in langen Schritten hinüber nach Tavannes und durch die Wälder nach Tramelan. Dem Rapport des Trainwachtmeisters wollte ich vorbeugen, meldete mich sofort bei Oberleutnant Renggli zurück, und es sei alles gut gegangen, und einen Bitz weit sei ich geritten, und der «Oublié» sei ein herrliches Pferd. Er lächelte und sagte, es sei gut und ich solle ihm dann noch dies und das aus den Sacochen aufs Zimmer bringen. Ich atmete auf, und ob jemals der Rapport des Trainwachtmeisters gekommen ist, weiß ich nicht, jedenfalls war ich aus dieser Sache fein heraus, um in eine andere hinein zu schiefern.

Runter von meinem Knie schwarzbraune Rosemarie!

Während die andern nach dem Hauptverlesen jaßten oder Bier buddelten, zogen wir den schönen Mädchen von Tramelan nach. «Wir» ist eigentlich nicht ganz richtig, denn der, der mit mir zog, war ein scheuer Bauernbub aus dem Fraubrunnenamt, der Minder Alfred. Es gab da ein wunderschönes Dreimäderlhaus, eine brave, geachtete und mehbessere Familie etwas außerhalb von Tramelan, mit drei Töchtern, die alle Marie hießen. Die Marie-Anne die Marie-Rose, die Marie-Cathérine, und da waren wir etwa zu einem abendlichen Tee geladen. Der Minder Alfred saß stumm am Tisch, denn er konnte kein Wort Welsch und die drei Marien kaum ein Wort Deutsch, und ich mußte die ganze Unterhaltung zu meinen Lasten nehmen, was mir gar nicht zuwider war. Kurzum, es ging durchaus ehrbar

zu und wir und die drei Marien waren noch unverdorben und es blieb immer bei ein paar herzhaften Müntschi, und die, welche auf den schüchen Alfred gefallen wären, durfte ich auch noch einkassieren. Mit dem Zapfenstreich sprangen wir auf und hasteten den weiten Weg zurück und der Minder machte mir im Laufschrift Vorwürfe: das donners Schätzele trag nüt ab und er komme jetzt dann nicht mehr mit und wir kämen sicher noch einmal zu spät und in die Kiste. Aber am nächsten Abend, wenn die Kompanie nach dem Hauptverlesen zerstob und der Alfred noch etwas unschlüssig herumstand, brauchte ich nur zu winken, dann trottete er mir nach und die drei Marien hatten schon den Tee über. Nur einmal ging es verflucht lätz. Da mußte die cheibe Musig den Zapfenstreich ganz zuunterst im Dorf geblasen haben oder es ging ein Wind danach, kurzum, wir hörten ihn nicht und plötzlich sprang der schüche Alfred wie von der Feder geschnellt auf: «Schtärne-schtärne-cheib, es isch scho zäche Minute uber nuni, mir chöme schön z'spät.» Ich mußte doch noch Abschied nehmen wie es sich schickt, von der Marie-Anne und von der Marie-Rose und von der Marie-Cathérine, und je drei Müntschi brauchen immerhin noch zwei Minuten, und als ich dann hinausstürmte, sah ich den Alfred in langen Sätzen Unter-Tramelan zuseckeln. Nun nahm ich auch die Länge füre und von den Turnern her war ich trainiert und ich rückte immer mehr auf, aber der Vorsprung vom Alfred war zu groß. Vor dem Schulhaus Tramelan-dessous stand der Feldweibel Tschudi und hatte schon die Pfeife in der Hand, und als er den Minder Alfred in hellen Sätzen daher kommen sah, gab er ihm noch eine halbe Gnadensekunde und er wischte grad noch hinein, ich vernahm den Feldweibelpfiff, als ich in Riesensätzen grad in den Lichtschein der Schulhauslaterne segelte.



«Halt, halt», rief der Feldweibel, «jetz isch zschpät!» Und so längte es für dreimal vierundzwanzig Stunden nach dem Dienst, denn es war Schulbefehl, daß alle Arreststrafen der letzten drei Wochen nach dem Dienste abzutun seien.

Die Schlacht von Les Réussilles

Unsere Rekrutenschule sollte eine Schlacht gegen eine Basler Rekrutenschule schlagen, die von Saignelégier uns entgegenzog. Unsere Kompanie war Spitzenkompanie, unser Zug Vorhut der Kompanie und unsere Gruppe Spitzenpatrouille. Wir schossen uns am 1. August in den Wäldern von Les Réussilles mit einer feindlichen Spitze herum, aber plötzlich brach diese das Gefecht ab und wir stießen immer weiter vor und ins Leere. Da hörten wir ganz fern Gefechtsabbruch blasen. Im Eilschritt ging's zurück und wir kamen nach Réussilles, als das ganze Bataillon schon zum Rückmarsch nach Tramelan bereitstand. Wir vernahmen, daß der Krieg ausgebrochen sei, die Generalmobilmachung ausgerufen und wir morgen entlassen würden, um zur Feldarmee einzurücken. Als wir nach Tramelan hinunter marschierten mit klingendem Spiel, da war die ganze Bevölkerung an der Straße, der Landsturm war schon eingerückt und hatte überall seine Posten ausgestellt und die jüngsten und ältesten Soldaten von Anno vierzehn begrüßten sich, und es gab noch eine gemeinsame Augustfeier mit einem riesigen Feuer, ganz Tramelan war mit uns zusammen und der Mitrailleur-Major Keller hielt eine zündende Ansprache. Es gab längern Ausgang und wir hatten vielen und tränenreichen Abschied zu nehmen und dann traf ich bei einem allerletzten Schoppen in einer Beiz den Füsilier Lilienfeld und den Hutzli Chrigel samt dem Messerli Hausi, und alle vier hatten wir zusammen sechsundvierzig Tage Arrest, die nun Essig waren, was wir zünftig feierten. Der Hutzli Chrigel hatte schon einen ordentlichen Schmetter beieinander, er sagte, daß jetzt gottlob Chrieg seig, jetzt brauchten wir nicht in die Kiste und im Krieg könnten sie einem überhaupt nicht i d'Chischte gheie, sonst hätten sie ja niemand mehr zum Schießen und är hülft grad die ganz Nacht düre suufe, där Feldweibel habe jetzt angeres zu tun als Fiirabe z'mache! Wir konnten ihm das gottlob, wenn auch mit Mühe, ausreden, und so zogen wir singend hinunter nach dem Schulhaus von Tramelan-dessous. Vor dem Eingang faßte uns gleich der Feldweibel ab, wir kämen ihm grad rächt, wir könnten ihm noch helfen mit dem Korpsmaterial, und so mußten wir noch weit in die Nacht hinein mit ein paar andern Decken zählen und Munitionspäckli, und der Hutzli Chriegel fluchte, es geschähe uns recht, er hätte uns dummen Cheiben es ja gesagt und wir wären ringer noch in der Beiz bliibe hocke, wenns Chrieg gäbe, heig dank d'Polizei nütme z'säge, da sig all Abe Freinacht. So begann für uns Milizrekruten von Anno vierzehn der Erste Weltkrieg.

Intermezzo

Die erste Folge dieser Reminiszenzen aus den längst verrauchten Tagen vor und bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges hat mir viele Zuschriften gebracht, vorab von Veteranen von 1914. So schreibt mir ein «Füsel Jahrgang 93», er sei ganz verrückt in diese alten Geschichten und lebe wohl daran, nid zum säge, akkurat so sei es gewesen und er möge es fast nicht erwarten, bis die nächste Zytig komme, hoffentlich habe ich genug Stoff, denn diese Erzählungen sollten gar nie ein Ende nehmen. Und dann erteilt er mir den Rat, ich solle doch einen Aufruf an die alten Dätel erlassen, da werde dann manches Münsterli von Anno dazumal noch hervorgekramt, und ich könne diese zwägmachen und ins

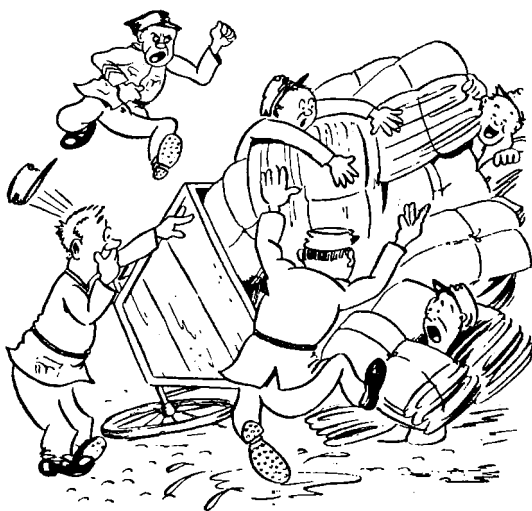
Reine schreiben. Das will ich nun aber gerade nicht und kann deshalb den wohlgemeinten Ratschlag des alten Dienstkameraden nicht befolgen. Ich will nur meine eigenen Erlebnisse schildern, und es besteht keine Gefahr, daß mir dabei so rasch der Stoff ausgehe. Wenn man bei allen Waffen Dienst geleistet, bei der Feld- und der Gebirgsinfanterie, beim Armee- und Linientrain und den Säumern am Gotthard und Ceneri, bei der Artillerie und bei den Gebirgsscheinwerfern, bei der Kavallerie, beim Genie und bei der Militärjustiz und bei den ausgefallensten Sonderkommandos - da braucht man keine Eselsbrücken, um eine lustige Historia zusammenzuschreiben. Denn damals war der Dienst wohl strenger, und man wurde etwa zünftig gedrillt und geschlaucht, aber sicher war er auch lustiger, und es waren nicht die schlechtesten Soldaten, die etwa über den Strang schlugen, und jedenfalls würde ich als Offizier im Ernstfall lieber eine etwas ruppige und gfehlte Einheit geführt haben als eine Truppe von allzu braven Duckmäusern und Schleichern.

Vorab möchte ich ausdrücklich betonen, daß ich - bei aller Freude am Ausmalen der lustigen und fröhlichen, auch etwa komischen und zuweilen lächerlichen Episoden - mich strenge an die Wahrheit halten und alle Mitspieler beim richtigen Namen nennen werde, mit ganz wenigen, absolut notwendigen Ausnahmen, auch auf die Gefahr hin, daß dieser oder jener des nötigen Humors entmangle und taube wärdi. Ja, ich möchte hier einmal den Versuch machen, so etwas wie ein geschichtliches Dokumentarium aus der Froschperspektive des einfachen Soldaten, Unteroffiziers und Subalternoffiziers zusammenzutragen und zu einem bunten Mosaik jener fernen Tage zu fügen, dabei frisch von der Leber weg zu schreiben, wie wir Soldaten über die weltbewegenden Dinge und die kleinen Nichtigkeiten des Alltags, die wir ohne unser Zutun durchstehen mußten, dachten, und was für kalberochtige Ansichten wir oft in der Gärungszeit unserer sprützigen Jugend hatten und uns dann doch meistens zu einem abgewogenen Urteil durchrangen, wie wir heute im Rückspiegel von einundvierzig Jahren nicht ohne Genugtuung feststellen. Und es liegt mir auch daran, nachzuweisen, wie sehr diese helvetische Miliz stets ein Ganzes und ein zuverlässiges Instrument in allen Gefahren war, trotz etwaiger Reibungen, die sich nicht vermeiden lassen, wenn man ein so souveränes und selbstbewußtes und fanatisch individualistisches Volk notgedrungen einer hierarchischen Ordnung unterstellen muß. Denn das Militär muß nun einmal hierarchisch organisiert, sein - alles andere taugt nichts. Aber diese hierarchische Ordnung soll dem Bürger im Wehrkleid einige demokratische Grundrechte lassen, ihm die Möglichkeit geben, sich gegen wirkliches oder vermeintliches Unrecht auf dem ordentlichen Beschwerdeweg zur Wehr zu setzen, und das Gesetz muß allfällige Willkür der Vorgesetzten einzügeln und ebenso mit Strafe bedrohen wie den Ungehorsam des Soldaten. Gleichsam in den Zwischenfeldern der militärischen Hierarchie aber darf es immer einige eigenwillige Soldaten, und auch Gradierte geben, die mit ihren kleinen Streichen, Ausgelassenheiten und Dienstwidrigkeiten nützliche Ventile setzen, Unmut und Dienstverdrossenheit abzulassen - ein «Kompagniekalb», «Batterieläferi» oder «Schwadronsturm» ist gerade in einer disziplinierten Truppe wie das notwendige Salz im Brot - und ein vernünftiger Vorgesetzter wird dessen Ausgelassenheiten zuweilen mit einem Augenzwinkern möglichst milde bestrafen, und diese Strafe wird auch ohne Murren und mit Humor hingenommen werden. Zu unserer Zeit galt ein immer braver Soldat, der nie das Geringste auszufressen und nicht ein einziges Mal in die Kiste flog, gar nicht als ein richtiger

Soldat. Die untauglichsten Soldatenführer im Felde sind die geborenen Pedanten, Haarspalter und Reglementsschinder, sie würden im Ernstfall glatt versagen.

Schön ist die Jugend von zwanzig Jahren

Sonntag, den zweiten August 1914, war im Schulhaus von Tramelan-dessous schon um vier Uhr Tagwache. Der Feldweibel hatte unbeschränkte Kommandogewalt und jagte die Korporale, und diese brüllten und kommandierten mit uns zweihundert Rekruten nach allen helvetischen Registern. Das alte Schulhaus mußte vom Keller bis zum Estrich geputzt und gefegt werden, die Fourgons, das Caisson und die Feldküche gewaschen, Korpsmaterial auf Handwagen verladen, zum Bahnhofli geführt und ganz Unter-Tramelan gewischt und sauber gemacht werden, denn um acht Uhr früh war Entlassung. Wir waren übermütig und sangen wie die Lerchen, und vorne am Handwagen zogen der Hutzli Chrigel und der Lilienfeld, und hinten stießen der Minder Alfred und ich mit dem Messerli Hausi wie verrückt, daß sie vorne fast nicht genug hingerha konnten. Und da der Handwagen sowieso mit Deckenbündeln zu hoch beladen war, kippte er in einem Rank um und die ganze Ladig in den Dreck.



Der Korporal Käser kam fluchend herbeigerannt, was wir für Schtärnsdonnerhagaffen seigen, so davonzuseckeln, jetzt könnten wir alles nochmals putzen und aufladen und kämen noch zu spät zur Entlassung. Wir stellten das Wägeli hantli wieder auf die Redli und schlinggeten die Deckenbündel hinauf, und der Hutzli muulete, im Chrieg wärde dänk noch manches Wägeli umgheien, das sei sich jetzt drwärt, so ein Wesen zu machen. Der Korporal Käser sagte, er solle sofort d'Schnurre halte, sonst gebe er ihn auf den Rapport und dann könne er doch noch in d'Chischte statt in Chrieg. Item, es ging dann alles noch glimpflich ab, und um 8 Uhr war die Kompagnie besammelt, und der Fourier verteilte die Soldsäckli mit der Mundportion; dann hielt Oberleutnant Renggli noch eine kurze, kräftige Ansprache: Wir seien jetzt ausgebildete Soldaten und sollten uns danach benehmen und bei unserer Einheit Ehre einlegen. Und dann das Kompagnie - Achtung stett – abtreten! Und wir zogen singend dem Tramelaner Bahnhofli zu. Natürlich drückten und ellbögelten wir zusammen ins gleiche Coupé,

der Messerli Hausi, der Hutzli Chrigel, der Lilienfeld, der Minder Alfred und ich, und wir beschlossen gemeinsam, dieser Chrieg wärde ein kurzer Chutt sein, heute mit den Schnellfeuerwaffen und Mitrailleusen. Der Hutzli Chrigel meinte, ihm sei das hundswurscht, ob kurz oder lang, aber hoffentlich gehe es richtig los, daß man ein paar umlah könne, er schieße denen Cheiben, wenn sie kämen, grad zmitts i Gring und niene angers, von ihm aus brauchte man keine Sanität, um mit Stucki, und Güggele gilt nüt meh, das seig ds Richtig. He, aber wenn es dann ihn breiche? wandte der schüche Alfred ein. Mi? wunderte sich der Hutzli Chrigel, ho, das sei nienehalb so gefährlich, die cheiben Franzose könnten ja nid schießen, aber är breiche jeden grad akkurat dort, wo er ihn breichen wolle, das gäbe da keiner Biire. Damit gerieten wir in den größten Krach. Sagen wir die Wahrheit, der Großteil der Deutschschweizer war damals prodeutsch, und zwar bis ganz oben hinaus - nur in unserem Coupé waren wir jetzt geteilter Meinung. Der Hutzli Chrigel und der Mässerli Hausi waren für die Schwaben, der Lilienfeld und ich für die Franzosen, und nur der Minder Alfred verhielt sich gut schweizerisch neutral und hatte keine Meinung. Kurzum, bis nach Tavannes hinunter hatten wir den grössten Krach, aber dann schlichtete ihn ausgerechnet Hutzli Chrigel. Er sagte, ihm seig es schlußendlich gliich, ob Franzosen oder Schwoben, einfach der, welcher daherkomme, bekomme den Ranzen voll, denen wollten wir dann zeigen, wo Barthli den Moscht hole und ihne d'Chuttle füremache. Da wir nun wieder ein Herz und eine Seele waren, stiegen wir friedfertig in Tavannes um in die SBB und fuhren mit Liedern und Jodel im überfüllten Zug bis nach Bern, wo wir ohne weitem Abschied zerstoben und mit dem Oergeli und Gewehr auf dem Buckel eilig nach Hause strebten, denn nun hatten wir zwei Tage frei, um erst am Dienstag früh zur Feldarmee einzurücken. Damals begannen übrigens die Weltkriege noch anständig, man ließ einander Zeit, richtig zu mobilisieren, die Schweizer Armee war die schneidigste und erste, die Oesterreicher zum Beispiel hatten erst fertig mobilisiert, als der Krieg in Serbien schon einen Monat dauerte.

Sah ein Knab ein Röslein stehn ...

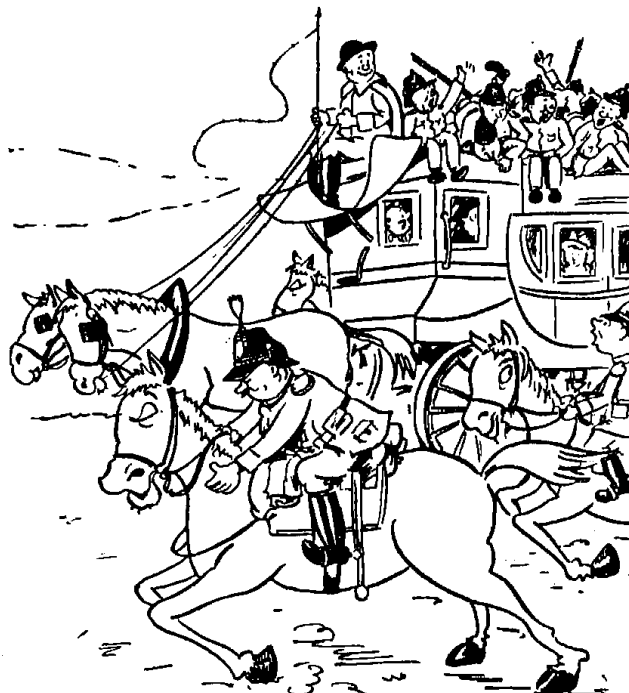
Mit langen Schritten ging es dem Mattenhof zu zur Mutter und zum fünfundachtzigjährigen Großmüetti, das bei uns die Hushaltig dirigierte. Es gab ein herzliches Wiedersehn, denn sie hatten schon kummeret, uns Rekruten hätten sie grad vorab in den Chrieg geschickt. Zum Mittagessen trug das Großmüetti meine Lieblingsspeise auf, Spaghetti und Wiener Schnitzel, ein lukullisches Mahl nach zwei Monaten Fleischsuppe und Spatz und Spatz und Fleischsuppe. Als ich aber gleich nach dem Essen das Maul wischte und das Ceinturon wieder umschnallte: ich wolle noch ins Schlegwegbad hinauf zum Märthy, da hatte das Großmüetti allerlei zu chifeln, das seig dumm ta, es täte mir wöhler, mich ein wenig auszuschlafen. Aber alles Abreden nützte nüt, das Märthy war meine Lieblingsschwester und beim Onkel Mathys im Schlegwegbad Hotelsekretärin, und es war der gleiche «Roßsturm» wie ich. Auf dem Berner Bahnhof war ein Gestungg wie nie zuvor, Massen von Fremden und Feriengästen, die heim wollten so rasch wie möglich, Offiziere und Soldaten, die einrückten, und so auf allen kleinen Bahnhöfli bis Oberdießbach. Auf den Feldern sah man überall in großer Eile die letzten Garbenfuder beladen und einführen, und vor jeder Dorfschmiede stunden Bauern mit ihren

Rossen, um sie vor dem Einrücken noch beschlagen zu lassen. Ich nahm die Abkürzung den Schlossgraben hinauf und erst weiter oben wieder die Landstraße, es war sehr heiß, und ich henkte das Maul an jede zweite Brunnenröhre. Auf der obern Talsohle gegen Linden zu holte mich das zweispännige Pösteli ein, und der Postfuhrmann fragte mich, wo ich hin wolle. So, so, ins Schlegwegbad, da, solle ich aufhocken, obsi habe er sowieso niemanden mehr, alles wolle nidsi, er mache heute schon den dritten Kurs, und heute abend müsse er noch einmal hinab, er fahre grad zum Pferdewechsel nach Heimenschwand. Nach dem scharfen Rank beim Jassbach, wo es dann steil ansteigt gegen das Schlegwegbad, sagte ich dem Postillon, ich gehe wieder z' Fueß, die Rosse hätten es sowieso nicht ring da ufe. Das fand er sehr vernünftig und stieg auch ab, und so steißen wir selbander neben dem Postgutschli durch den Wald hinauf. Das Schlegwegbad war - und ist noch heute - ein berühmtes Bad, und Onkel Mathys war ein weit über die Landesgrenzen hinaus berühmter Küchenchef und Hotelier. Er war lange Zeit Mundkoch des Königs von Sachsen gewesen, und zur Sommerszeit war damals das Bad vom Juni bis in den September hinein immer voll besetzt, hauptsächlich von reichen Baslern. Jetzt war schon die Hälfte der Kurgäste abgereist, an der Table d'hôte, zu der ich gerade zurecht kam, waren die halben Stühle leer, und man sah nur besorgte Gesichter. Die Begrüßung durch Onkel Fritz und Tante Anny war herzlich, und meine Schwester Märthy flog mir gleich um den Hals. Gleich nach dem Nachtessen kam das Pöschtl wieder von Heimenschwand und wurde durch abreisende Kurgäste überfüllt, und Onkel Mathys mußte noch seinen Zweispänner-Break und einen Einspänner für das Gepäck mitschicken, so war es eine kleine Karawane, die talwärts davontrabte. Das Personal war auch schon reduziert, der Patissier und der Portier hatten einrücken müssen, und der eine Koch hatte auch schon sein Kofferli gepackt und war gsuntiget, um mit dem ersten Pöschtl am Morgen abzureisen. Die wehmütige und kopfhängerische Stimmung paßte uns jungen Leuten gar nicht, so zogen wir hinauf in den Speisesaal, und meine Schwester setzte sich ans Klavier und begann, Walzer und Schottisch zu spielen, und ich tanzte mit den jungen Serviertöchtern, besonders mit dem Röseli, einem donners hübschen Meitschi von Grindelwald, das exakt so alt war wie ich, nämlich noch lange nicht neunzehn. Der Onkel Fritz kam hinauf und sagte, es täts dann öppe mit dem Uebermütigtun, jetzt sei keine Zeit dazu, aber die Tante Anny widersprach ihm, er solle uns doch machen lassen, das schade doch niemmere nüt, wenn wir noch ein wenig lustig seien. Die Tante Anny war eine schöne und stattliche Frau mit ihrem üppigen goldroten Haar und eine imponierende Hoteliere, und ich war bei ihr immer etwas Hahn im Korb. So konnte ich ihr die Erlaubnis abläscheln, daß das Rösy noch mit mir mit dem letzten Pöschtl bis nach Heimenschwand fahren dürfe, es sei so eine herrliche Vollmondnacht. Die Tante gab ihre Einwilligung, aber meine Schwester Märthy müsse mit, und am zwölfi müßten wir zurück sein. Darauf erwarteten wir mit Ungeduld das letzte Pöschtl, das nach zehn Uhr abends heraufgekrochen kam, und ich konnte das Märthy überreden, zu dem Postillon auf den Bock zu sitzen, und so waren das Rösli und ich allein im Kutschli, und langsam zogen draußen die tiefschwarzen, mächtigen Bergtannen vorüber, und über ihren Wipfeln lachte der Mond zu uns herein. Im Kutschli ging es übrigens durchaus sittsam zu, nur wenn das Röseli Bedenken äußerte wegen dem Krieg und was wohl daraus werde, müntschelte ich ihm die Sorgen weg und plaguierte, wir vom Militär seigen der Meinung, so ein Chrieg sei heutzutage eine kurze Usmachete und eigentlich ganz gut, da gebe es

wieder Platz auf der Welt, und wenn es nicht hie und da Chrieg gäb, wäre das ja nicht mehr zum Dabeisein, da würden ja die Leute einander d' Aegerschtenaugen abtrappen. Und so cheibe gefährlich seig so ein Chrieg nid, von hundert Chrugeln, die verpülvert würden, treffe nicht eine. Als wir in Heimenschwand aus dem Kutschli stiegen, war das Röseli ganz getröschtet, und meine Schwester Märthy war schon vom Bock herab und verteilte den zwei Postrossen einen Papiersack voll Zucker. Dann gab es noch einen herrlichen Rückbummel über die mondbeschienenen Felder und durch den tiefschwarzen Wald nach dem Schlegwegbad. Das Märthy war immer zehn Schritte voraus und schimpfte, wir sollten nicht so schlärpelen, und im Schlegwegbad oben beim Bauernhaus, wo während der Saison das Personal und bei Hochsaison auch die Hoteliersfamilie wohnte, ließ es uns bei der Holzbeige stehen, und wir fanden den Mond einfach wunderbar, bis oben ein Felladen aufging und die Tante Anny herabrief: «Hänseli, es tuts jitz, und du, Rösy, ungere enangere nah!»

Schatz, mein Schatz, reise nicht so weit von hier!

Am nächsten Morgen gab es einen wehmütigen Abschied. Das Pöschтели war schon im Schlegwegbad anlangend fast voll von Däteln vom Kurzenberg und Heimenschwand, Dragoner ritten voraus, zu beiden Seiten, und Bauernwägeli folgten, überfüllt mit singenden Soldaten, alle auch wieder eskortiert von einrückenden Dragonern. Mir hatte der Postillon den Platz neben sich auf dem Bock reserviert; aber das Pöschтели war ganz vorschriftswidrig überladen, oben auf dem Dach hockten noch Dätel und ließen die Beine über die Fenster herabplampen. Noch lange winkten Onkel und Tante, und die wenigen noch übrigen Kurgäste und der letzte Koch und auf der untersten Terrasse meine Schwester Märthy und das Röseli, und dann verschluckte uns der Bergwald, und hinter seinen Tannen verschwand das Schlegwegbad, und ich habe es dann viele Jahre lang nicht wiedergesehen.



Im Jaßbach wollten noch ein Dutzend Dätel aufsitzen; aber der Postillon sagte, jetzt gehe es nicht mehr, sonst bhebe die Mechanik nicht mehr bergab, die Rosse müßten schon so hingerha wie Tüfel. So mußten sie ihre Säcke auf den Buckel nehmen. In Linden warteten wieder viele, und besonders erinnerlich ist mir ein Trainwachtmeister in Lederhosen und mit einem gewaltigen Schnauz, den ein Mutterli immer wieder umarmte und ihm weinend zusprach: «Gäll, Christeli, dr tusig Gottswille mein emel nid, du müßisch dr Vorderscht si, vürsprich mers!» Der zweizentrige Christeli beschwichtigte sie, sie solle doch nid Angscht haben, er sei ja beim Verpflegungstrain. Neben mir und dem Postillon klebte noch ein gsetzter Landwehrfeldweibel und machte ein sorgenvolles Gesicht. Wenn man gehen müsse, müsse man gehen, aber für ihn seig das einfach katastrophal, der Melker rücke heute ein, der Karrer sei schon gestern heimzu, um die Uniform zu holen, seine Frau erwarti und müsse jeden Tag ins Bett, und für die zwanzig Kühe seig nur noch der Aetti und der älteste Bub, und er habe erst das halbe Gwächs dinn und das halbe Emd. Wie das herauskommen solle, wisse er nicht. So ein Krieg sei ein schreckliches Unglück. Zum erstenmal fand ich meine Vertröstungen selbst etwas fadenscheinig, so ein Chrieg dauere nicht ewig, und bei dem alten Feldweibel verfangen sie auch nicht. Das wisse niemand, wie lange so eine Sache dauere, vielleicht seigen wir über ds Jahr nicht wieder heim, wenn wir mit dem Leben davonkämen. Ich war ganz froh, daß die jungen Dätel oben auf dem Verdeck wieder ein lustiges Liedlein anhuben, ja, damals sangen wir jungen Soldaten selten unsere schönen Röseligartenlieder, und der Hanns in der Gand begann erst später zu wirken, und so brüllten wir über das sommerliche Land, das am trabenden Pöschтели gleichsam rückwärts glitt:

«Sie hat a Hütel auf, eine wunderschöne Feder drauf,
sie sah so riareizend aus, und ich ging mit ihr nach Haus!»

Kriegerlehrlinge

Einrücken zur Feldarmee, zur siebenten Infanteriebrigade, die sich mit andern Truppenkörpern der dritten Division auf der Berner Allmend besammelte. Alle Trams waren überfüllt wie Sardinenbüchsen, und der arme Kondukteur konnte einfach nicht mehr zwischen den Däteln und Tornistern durch, um seine Zähni einzuziehen, und plötzlich räsonierte ein schnauzbärtiger Füsilier, er zahle nüt, das hätte sich grad noch gfählt, daß man noch zahlen müsse, um einzurücken. Diese Parole wurde sofort grölend im ganzen Trämeli aufgenommen, und von hinten her tönte es: «Zahlit nüt, Giele, Kondukteur, haut d'Schnurre, süsch gheie mr di use.» Vorne schimpfte einer, jetzt habe er Chaub schon zahlit, der Kondi müsse ihm den Zehner umegäh, das seig doch nicht rächt, daß er blechen müsse, und die andern könnten vürgäbe fahren. Der Kondukteur wehrte sich, zurück gebe er nüt, er könne dank nid ds Billet wieder ankleben, und das seig ihm noch großartig, einfach nüt zu zahlen, ds Tram müeß dank o gläbt ha. Die ganze Korona quittierte diese vernünftige Ansicht des Kondukteurs mit höhnischem Gelächter, und einer mööggete hingerfüre, das cheibe Tram müeß dank nid iirücke, aber wir und är söll üs chrützwis i ds Füdle blase, das göng dank nid us siim Sack. Der arme Kondukteur resignierte und sagte nur noch: «Wowohl, das faht guet a! Jä nu so de!» Bei allen Tramhaltestellen mit Dutzenden von wartenden Soldaten fuhren wir glatt durch, weil sowieso keiner mehr sich hätte

hineindrücken können, und ein dicker Trainsoldat winkte schadenfroh hinaus: «Kei Platz meh, laufit doch, dir fuule Cheibe! Mier fahre vürgäbe!»

Damals fuhr das Tram nur bis zum Breitenrainplatz, und nun rasselten wir mit Sack und Gewehr aus der Sardinienbüchse und tauchten in ein Meer von einrückenden Milizsoldaten. Ich schaute nach allen Seiten, ob ich keinen von der Rekrutenschule erblicke, denn unsere ganze Rekrutenschule mußte ja zum vierzehnten Regiment einrücken. Da sah ich weiter vorne den Minder Alfred, ich kannte ihn am Gang, er ging breitspurig wie ein Bär, mit etwas eingezogenem Kopf. So steiße ich ihm nach, und wir freuten uns des Wiedersehns und gelobten, danach zu trachten, in den gleichen Zug zu kommen. Wir gehörten zur dritten Kompagnie des Berner Stadtbataillons 28. Das Bataillon 28 hatte obenus keinen guten Ruf, es galt als Revoluzzer- und Sozibataillon. Das war natürlich übertrieben, und jedenfalls waren die Achtundzwanziger stets ein besonders schneidiges und sportliches Bataillon, und wenn es früher irgendwo eine Ehrenkompagnie zu stellen gab, dann mußte fast immer eine Kompagnie Achtundzwanziger einrücken. So war unsere Kompagnie 111/28 die «Kaiserkompagnie», weil sie Anno 1912 Ehrenkompagnie auf dem Berner Bahnhofplatz war, als Wilhelm II. unserem Lande seinen Besuch abstattete. Bataillonskommandant war der Bijouteriefabrikant und Juwelier Weber von Genf, damals ein bekannter Sportler und Hochtourist; Kommandant der dritten Kompagnie war Hauptmann Gerber, der Käseexporteur vom Stadtbach. Wir kamen zum dritten Zug, der Minder und ich, unser Zugführer war ein Lehrer aus dem Berner Oberland, Oberleutnant Vollenwyder. Feldweibel war der Baumaterialienhändler Roseng.

Wir rückten etwa zwanzig Rekruten zur dritten Kompagnie ein; aber außer dem Minder kannte ich keinen näher. Wir wurden sofort in die Kur genommen, von den Unteroffizieren herumgejagt zu allen möglichen Spezialarbeiten, noch mehr aber von den älteren Däteln. Es hatte unter diesen «alten» Füsiliern bössartige Cheiben, die an uns jungen Rekruten allen Aerger und alle Täubi abreagierten, besonders zwei in unserer Gruppe. Einer hieß Bernhard, ein langer, dünner Satan mit einem Rattengesicht und einem verchätscheten Suppenschnauz; er gab uns gleich den Uebernamen, der uns lange anhaften blieb. Wir seigen «Kriegerlehrlinge», uns müsse man noch ghörig schluuchen, so junge Schnuderhüng müßten lernen, wie alt und wie tüür. Ihn sekundierte sein Kumpan, ein untersetzter Dicker namens Bähler, Elektriker irgendwo im Seeland; er hetzte den Bernhärdu noch und die Unteroffiziere, und aus allen Ecken mööggete es: «Füsilier Schwarz, Füsilier Minder, Füsilier Ryser, ga Wasser fasse, Laufschrift - Papierli zämeläse, ds Silberpapier apartig - d'Suppechessel ga wäsche, Laufschrift marsch Kriegerlehrling Schwarz, chrau mr am Rügge, as biißt mi! Nit dört, du Löu - ja dört, aber nid so fescht, du Kamell!» Der dritte «Kriegerlehrling» unseres Zuges war der Alfred Ryser, Konditor an der Spitalgasse zu Bern. Der Bernhärdu, der in Zivil ein berufsloser Herumstreicher und Vagant war, hatte den Ryser besonders auf der Pique. So Konditerli, das seig jetzt noch ein Beruf für einen Maa, so Cremeschnitteli striiche und dere Mischt, dem sage man dann gwärchet.

Die Kunde, daß Oberstkorpskommandant Wille zum General gewählt worden sei, wurde bei den Berner Truppen und in der Armee überhaupt - mit Ausnahme der Zürcher Division - ohne Begeisterung vernommen. Man sah in Wille den Vertreter des Preußentums in unserer Milizarmee, er hatte eine Fürstin Bismarck zur Frau, und in aller Erinnerung war noch die Flüela-Affäre vom September 1913. Damals marschierte das Bündner Gebirgsregiment, als es zwei Stunden in Regen

und Schnee warten mußte, bis eine Manöverkritik durch den Brigadekommandanten, Oberst Bridler, dem spätern Korpsier, vorüber war, einfach ohne die Offiziere nach Süs hinab, derweil das St.Galler Regiment befehlsgemäß die Rückkehr der Offiziere abwartete. Natürlich waren die grauen Puren im Unrecht, und in der ganzen Presse wurde der Vorfall gerügt. Oberstkörpskommandant Wille schrieb besonders scharf in der «Neuen Zürcher Zeitung» und in Militärfachblättern und forderte, daß man die Meuterer strengstens bestrafe und sie «in Ketten lege». Aber damals machte man noch nicht aus jeder Laus einen Elefanten; bestraft wurden lediglich sämtliche Feldweibel des Bündner Regiments, da sie die Kompagnien beim vorzeitigen Abmarsch anführten. Wille aber hatte sich mit seinem Artikel nicht beliebter gemacht, und wir hätten es in den Augusttagen 1914 lieber gesehen, wenn Oberstkörpskommandant Sprecher General geworden wäre. Er erhielt übrigens in der Bundesversammlung 63 Stimmen, Wille 122. Wir wissen nun längst, daß die damalige Wahl richtig war, Wille war ein vorzüglicher General, und es war auch besser, daß Sprecher den Posten des Generalstabschefs behielt.

Mueß i denn, mueß i denn zu mim Städtele hinaus ...

Eine feierliche Sache war die Vereidigung des Großteils der dritten Division auf der Allmend. Die Bataillone standen in Bataillonskolonne, die Fahnen an der Spitze, die Artillerie und Spezialtruppen an den Flügeln. Bundesrat Decoppet erschien zu Pferd, Oberstkörpskommandant Audéoud stellte sich mit seinem Stab des ersten Armeekorps vor den linken Flügel, Oberstkörpskommandant Iselin mit seinem Stab des zweiten Korps vor den rechten Flügel, alle hoch zu Roß, dann galoppierte unser Divisionär, Wildbolz, vor die Mitte, und der Berner Platzkommandant, Oberst Müller, las mit hell klingender Stimme den Kriegseid vor: «Es schwören die Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten: Der Eidgenossenschaft Treue zu leisten; für die Verteidigung des Vaterlandes Leib und Leben aufzuopfern; die Fahne niemals zu verlassen; die Militärgesetze getreulich zu befolgen; den Befehlen der Obern genauen und pünktlichen Gehorsam zu leisten; strenge Mannszucht zu beobachten und alles zu tun, was die Ehre und Freiheit des Vaterlandes erfordert!» Unser fünfzehntausend Mann hoben die Schwörfinger empor, und über die weite Allmend hallte der Ruf: «Ich schwöre es!»

Es war ein heißer Tag, dieser Mittwoch, der 5. August 1914; als wir nun abmarschierten nach zwei Stunden Sonnenhitze auf der Allmend, gab es unter den aus dem geruhigen Zivilleben eingerückten ältern Jahrgängen die ersten Ausfälle. Wir defilierten noch vor dem Generalstabschef von Sprecher, der zu Pferd neben dem Bernabrunnen vor dem Bundeshaus hielt. Gegen Bümpliz hinaus begann dieser und jener nebenauszutorkeln, am besten hielten wir «Kriegerlehrlinge» den Marsch mit Sack und Pack aus, denn wir waren ja trainiert, und uns machte das gar nichts. Wir waren höchst verwundert über diese «Schißhäfe» und als auch der Bernhärdu nebenausstolperte und beim Holligenschloß ans Bord anehockte, hatten wir «Kriegerlehrlinge» natürlich unsere helle Freude und riefen zurück: «Gäll, du blöde Cheib, jitz chasch es nid mit der Schnurre mache!» Beim Fischermätteli standen viele Arbeiter- und Bauernfrauen, die weinten; aber wir trösteten sie im Vorbeimarschieren: «Grännet doch nid! Für was o? We selig Manne a d' Gränze göh, cha emel nüd passiere.»

Kleines Intermezzo

Liebe Frau von S.! Sie schreiben mir, daß Sie an der Lektüre meiner Memoiren von 1914 große Freude hätten, und sicher sei alles so gewesen und zugegangen, wie ich schreibe. Aber es wäre doch nicht nötig, den rohen Soldatenjargon völlig ungemildert wiederzugeben. Es täte der humorvollen Schilderung sicher keinen Abbruch, wenn gewisse allzu ungenierte Ausdrücke der Soldatensprache ausgelassen oder gemildert würden usw.

Liebe Frau von S.! Leider kann ich Ihrem Wunsche nicht nachkommen. Ich versichere Ihnen, daß ich das Allerschtrübschte schon weglasse, denn die Umgangssprache der helvetischen Milizen von 1914 war noch um manche Nuance urchiger, als ich sie niederschreibe. Sehen Sie, Verehrteste, wir Bärner sind eben gottlob Ruechen und wollen es bleiben - erchlüpfen wir dann aber auch nicht so leicht, wenn einer draußen möögget wie ein Saanechalb, heiße er nun Hitler oder Stalin, und das ist gut so. Wir gehen gsatzlich unsern Trapp und lassen die Dinge an uns herankommen, und de cha me de luege. Ich möchte also aus guten Gründen uns Dätel von Anno vierzehn so reden lassen, wie wir wirklich redeten, sonst gäbe das eine gar unechte Historie. Wenn man schon etwas schildert, dann soll man es nicht umschreiben. Wenigstens ich als Leser ärgere mich jedesmal, wenn ein Autor nicht wagt, gewisse Wörter einzusetzen, die er nicht verklemmen kann, und sie dann einfach durch einen Anfangsbuchstaben und leere Pünktchen andeutet - das nenne ich gekniffen. Viele Zuschriften beweisen mir übrigens, daß gerade intellektuelle Leser an der Unverblümtheit der Sprache ihr Ergötzen finden. So schreibt mir ein Redaktor, er und seine drei Söhne, ein Hauptmann und zwei Wachtmeister, hätten an den Schilderungen von 1914 ihre helle Freude und möchten die Fortsetzung kaum erwarten, und ein Fürsprecher und hoher Polizeibeamter schreibt mir, nur schon der erste Bericht sei mehr als die zwölf Fränkli Jahresabonnement wert. Sie sehen also, verehrte Frau von S., ich werde, so zufahren müssen. Wird es hie und da etwas wohl strub, dann machen Sie es einfach wie jener Taxichauffeur, der mit miserablen Bremsen die Gotthardstraße hinunter fuhr und jedesmal die Augen zumachte, wenn eine zünftige Spitzkehre kam und schon sind Sie vorüber!

Bümplizer Präludien

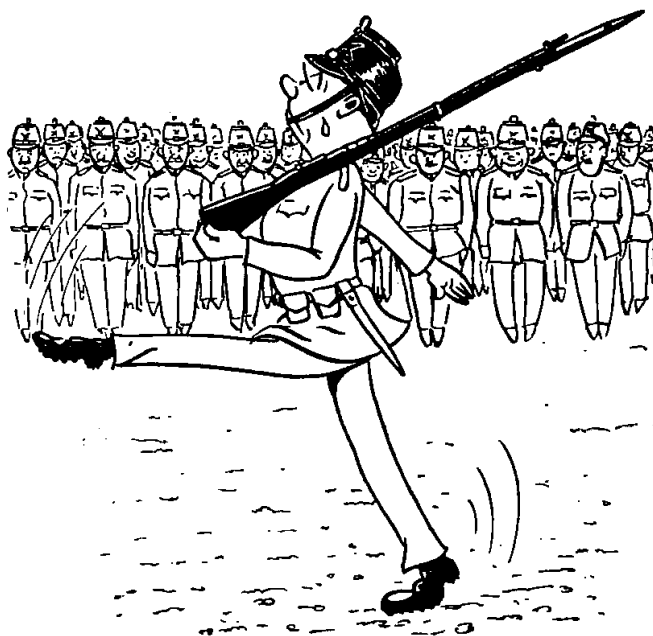
Das Stöckacker-Schulhaus zu Bümpliz, ein hässlicher, stillloser Bau der Jahrhundertwende, ist noch genau so wie in jenem August 1914, als wir Achtundzwanziger dort einquartiert wurden. Nur stund es dannzumal inmitten prächtiger Wiesen und Aecker und Felder, denn Bümpliz war noch ein reines Bauerndorf und nicht eine trostlose Blockbauten-Massensiedlung wie heute. Hier nun begann man die eingerückten Zivilisten zu brauchbaren Milizen zu schleifen. Mehrstündige Soldatenschule und Turnen füllten die Stunden zwischen Tagwache und Mittagsspatz, und mancher dicke Bauch eines gestern noch selbstzufriedenen Bürgers begann in zahlreichen Schweißbächlein zu schmelzen. Die heiße Augustsonne 1914 grinste unbarmherzig auf diesen notwendigen, aber oft doch übertriebenen Drill herab, und wir «Kriegerlehrlinge», für die das bei unserem Rekrutentraining nur ein lustiger Sport war,

grinsten schadenfroh mit, wenn die «Alten» unter Aechzen und Flüchen ihre Gewehrgriffe klopften oder einen Laufschrift von ein paar hundert Metern mit Sack und Pack kaum prestieren konnten. Führer rechts bei unserem dritten Zug der dritten Kompanie war der Wachtmeister Schneebei; wir nannten ihn nur den «Hofgägel», weil er immer sehr elegant gekleidet daherkam, zum Ausgang in einer privatgeschneiderten Offiziersbluse und mit Halbschuhen. Er trug ein Bockbärtchen à la Napoleon III., aber beim Marschieren hielt er gut aus, wahrscheinlich weil er in Zivil reisender Kaufmann und viel auf den Socken war. Führer links war der kleine Wachtmeister Leiser, und er machte ungewollt seinem Namen Ehre, weil er immer chischterig war und oft die Kommandos kaum lispeln konnte, weshalb ihm manchmal sein halber Zug durchging und einfach geradeaus in die weite Welt marschierte, wenn er schon lange ganz leise «Halt!» oder «Zweimal Richtung rechts!» gemööget hatte. Dann mußte er der Abteilung nachensirachen und war fuchsteufelswild, wenn er die Spitze erreichte und den Korpis oder Gefreiten fast anspie: «Abteilung halt! Hergottsdonnerwättere, heit d ihr keiner Ohre!» Die Korporale aber brüllten über den Schulplatz, daß es weit über die Fluren Helvetiens hallte:

«Schulterrt – Gwerr! Bei Fuß – Gwerr! Mit Bewegungen schulterrt – Gwerr! Mit Bewegungen bei Fuß – Gwerr! Schulterrt – Gwerr! Bähler, dumme Cheib, ohni Bewegung dasmal! Bei Fuß – Gwerr! Ganze Gruppe erstelle, Binggeli, langsame Hagu, Laufschrift bis zur feufte Telegraphenstange, marsch! Ganze Gruppe, achtung – stett! Dr Ranze hingere, Bähler! Besser usrichte, dir Moschtchöpf! Schulterrt – Gwerr! Mit Gruppen rechts abgebrochen – vorwärts – marsch! Eins zwei, eins zwei, Bösiger nid im Schritt, hergottsdonner isch das as Chaub! Bösiger usträtte, drümal um ds Schulhuus ume Laufschrift, marsch! Ganze Gruppe, Abteilung halt! Bei Fuß – Gwerr! Zwei Schritt zrüggrätte! Vier Schritt vorträtte! Bärnhard, chasch nid uf vier zelle, Bärnhard Laufschrift bis zur Bahnlinie u zrugg, marsch! Ganze Gruppe – Gewehre anhängen! Gewehre bei Fuß! Das geit langsam. Gewehre anhängen! Gewehre bei Fuß! Auf ein Glied, marsch! Hutzli, Schafsecku, weisch nid wo d hie ghörsch, ganze Gruppe erstellen! Hutzli Laufschrift bis zur Chilche u zwöimal ume Friedhof ume, marsch! Ganze Gruppe – liegen! Herrgott, geit das lang, bis dä Bähler mit sim Ranze z Bode isch! Bähler allei – auf! Liegen! Auf! Liegen! Auf! Liegen! Ganze Gruppe Zielübungen! Zum Schuß – fertig! Halt, sichern! Zum Schuß – fertig! Visier fünfhundert, geradeaus! Feindliche Kavallerie, Schnellfeuer! Haalt! sichern! Auf! Binggeli, dumme Hagel, ds Gwehr nid gsicheret, no einisch Laufschrift bis zur feufte Telegraphenstange, marsch! Ganze Gruppe einzeln Gewehrgriff üben ... !»

Regimentsbefehl: Es wird eine Regimentspatrouille gebildet; Bestand: ein Zugführer, ein Gruppenführer und sieben Mann, die schnellsten Läufer des Regiments. Ausscheidung kompanieweise, die Schnellsten der Kompanien zum Ausstich im Bataillon, die Schnellsten der Bataillone zum Ausstich im Regiment. Vom 11/28 kamen zum Ausstich im Bataillonsverband die Füsiliere Alfred Ryser, der Konditor von der Spittelgasse, Hermann Aeberhard, ein Elektriker genannt «Muneli», und der jüngste der Kompanie, also – ich. Wir putzten auch im Bataillonsausstich und im Regimentsausstich. Unter den Offizieren schwang auch ein Achtundzwanziger obenaus, der Aspirant Althaus, ein Bieler Athlet, Gruppenführer wurde ebenfalls ein Achtundzwanziger, unser Gefreiter Steinhauer, ein Metallarbeiter von Holligen und wahrer Riese von Gestalt. Wir Füsiliere waren mit einer einzigen Ausnahme «Kriegerlehrlinge», also Rekruten von 1914, und die ganze Patrouille

bestand aus Turnern und Leichtathleten. Aspirant Althaus machte aus uns sofort eine Demonstriergruppe für Soldatenschule, Turnen und Defilieren. Wir klotzten in drei Zügen zuoberst auf die Kletterstange, wir nahmen die große Ladenwand im Nu mit Hissen und Flanke, wir schmissen die Gewehrgriffe wie Automaten und klopften einen Taktschritt, daß die Steine Funken stoben und die



Dreckklumpen dreißig Schritt weit vorausflogen. Leider wurde diese Regimentspatrouille nur sporadisch zusammenberufen, sonst blieben wir bei den Kompanien, und daß wir den «alten» Däteln vormachen mußten, wie man Taktschritt klopft und wie man Gewehrgriffe schmettert und sich im vollen Lauf hinschmeißt und im Nu zum Schuß fertig macht und nach dem Schuß wie ein Jagdhund aufspringt und vorwärts stürmt, ja, das machte uns nicht beliebter. Besonders als Hauptmann Gerber dann noch eine seiner kurzen, prägnanten Ansprachen hielt: er wolle aus dieser Zivilistengesellschaft eine Kompanie machen, die sich gewaschen habe, und bevor nicht der letzte Füsilier turne, defiliere, renne wie die Regimentspatrouilleure, gebe er nicht lugg. Die «alten» Dätel ließen die Gringe hangen und zermurmeln ihre Flüche und Verwünschungen im Bart, und sogar die Korporale, die doch eigentlich auf unserer Seite hätten sein müssen, bekamen einen Chiib auf uns, und den gleichen Abend noch mußten der Ryser, das «Muneli» und ich alle Stegen im Stöckackerschulhaus wischen und die Gänge und dann noch den weiten Platz, und mit dem Ausgang war es Essig. Am Abend im Stroh ging es dann erst recht los. Wir bekamen zu hören, wir seien verfluchte Sträbseckel und Fötzelcheiben, wir wollten nur plagieren und uns beim Häuptlig in d Chränz bringen, aber uns wollten sie es dann schon noch reisen. Wir sollten nicht etwa meinen, das imponiere ihnen, wenn wir die Scheichen im Taktschritt schlinggeten wie die Affen, das hätten sie auch gekonnt, wo sie so jung gewesen seigen (sie waren samt und sonders nur ein bis elf Jahre älter), aber sie hätten sich geschämt, so den Galöri zu machen und seien eben nicht so Schtärnsdonnerufschneidercheiben gewesen, und uns würden sie noch den Ranzen verhauen.

Hühnerläuse und Alarm in Seprais

Der Ryser und ich marschierten als die Größten in der ersten Reihe des dritten Zuges, und im zweiten Glied hinter uns der Bähler und der Bernhard. Sie wußten sich nun des Beifalles der überwiegenden Mehrzahl sicher, wenn sie uns Regimentspatrouilleure und Mustersoldaten beim Marschieren schikanieren konnten, uns extra auf die Absätze tschalpeten, uns einen Scheichen fürhielten, am Pionierwerkzeug herumzertritten oder beim Kommando «Abteilung - halt!» noch einen Mupf gaben, so daß wir einen halben Meter vor die Front prellten. Besonders der Bernhärdu war mir aufsetzig und der Bähler dem Ryser, und beide schnurreten und fluchten auf uns den ganzen Tag. Es war blöd von ihnen, uns derart herauszufordern, denn wir waren ihnen physisch weit überlegen, und so beschlossen wir, am Abend im Kantonnement mit ihnen abzurechnen ein für allemal. Der Bernhärdu wollte gerade seine Schuhe ausziehen, als ich ihm gegenübertrat und ihn stellte: «Bärnhärdu, du cheibe Vagant, wosch du mir no meh dr Schuh fürha, he?» Er bekam einen zündgüggelroten Gring vor Wut und mööggete: «Wie redsch du mit mir, du junge Schnuderhung ... » Weiter kam er nicht, ich hatte ihm schon meinen Oberarm um den Hals und hütete ihn im äußern Brienzer im Bogen aufs Stroh, und dann kniete ich ihm auf den Bauch und kopfnüsselte ihn, daß Gotterbarm. Der Bähler wollte ihm unter Flüchen zu Hilfe kommen und faßte mich von hinten am Kragen; aber da nahm ihn der Ryser in die Finger, und unter allgemeinem Hallo und Gelächter war die schönste Keilerei im Gang. Plötzlich stund der Gefreite Steinhauer über uns und befahl, wir sollten einander sofort loslassen, sonst hätten wir es mit ihm zu tun. Wir stunden auf und der Bernhard, der mich in die Hand gebissen hatte, blutete an der Oberlippe und sah aus wie ein gerupfter Güggel und schrie, ich hätte ihn mir nüt, dir nüt überfallen. Aber der Gefreite Steinhauer sagte ihm, er solle hübscheli d Schnurre halten, er könne mich ja auf den Rapport geben, aber vielleicht gehe es dann anders aus als er meine. Er wolle ihm und dem Bähler geraten haben, uns inskünftig in der Marschkolonne in Ruhe zu lassen, sonst nehme er sie in die Finger, aber dann usufer, und auf den Rapport gheie er sie auch noch. Von dieser notwendigen Usmachete an hatten wir von den Teufeleien unserer beiden Hintermänner Ruhe, und zuletzt wurden sie ganz zutraulich, und wir hatten nichts mehr über sie zu klagen.

Am fünften Tag hieß es plötzlich, wir kämen unverzüglich an die Grenze, es seig bränzelig vorne, wir würden am andern Morgen früh verladen. So war es auch. Die dritte Division erreichte mit Bahn und Fußmarsch das Delsbergertal; unser Regiment fuhr im Extrazug bis nach Bassecourt, dann marschierten wir dem Hang der Rangiers entlang nach Seprais, einem kleinen verlorenen Kaff am Fuße der Caquerelle, wo die Hasen und Füchse einander Gutnacht sagen. Das ganze Bataillon 28, zwei Kompanien des Bataillons 30 und noch eine Feldbatterie wurden in diesem winzigen Juranest einquartiert, und alle Heubühnen und Tenne waren überfüllt mit Soldaten. Unser dritter Zug lag in einer Tenne, auf dem Heustock pfusete der vierte Zug, und mitten in der Nacht fing die ganze Korona an, sich zu kratzen und zu bärzen, und einer um den andern knurrte, es beiße ihn wie der Tüüfel, er glaube, är seig rüdig. Der Gerber Friedu, ein Schreiner aus der Matte, hatte es zuerst heraus, denn er hatte einen prächtigen fuchsteufelsroten Spitzbart, und den ging er zur Stall-Laterne in einem

Handspiegel beschauen und erhob dann ein Huerengebrüll: «Schtärnecheib, Giele, das sii Hühnerlüüs!» Nun gab es ein allgemeines Geschrei und Gefluch, und man hockte auf im Stroh und beriet sich, was zu tun seig. Einige wollten ins Freie dislozieren, aber es hatte angefangen zu regnen, so war nichts zu machen, und man versuchte, trotz der Hühnerläuse einzuschlafen.



Diese erste Nacht in Seprais wird mir zeitlebens auch sonst in Erinnerung bleiben, denn ich wäre beinahe totgeschlagen worden. Um Mitternacht rückte noch ein Nachzügler direkt von Bern ein, ein Briefträger Wüthrich vom Spiegel, der die ersten Tage wegen des Postdienstes dispensiert gewesen war. Wahrscheinlich aus Aerger, daß er nun doch noch einrücken mußte, hatte er etwas übers Mäß mit Waadtländer gegurgelt. Item, er tschalpete einem halben Dutzend auf den Scheichen herum, als er ins Kantonement stolperte, und es gab ein Gemögg, er solle machen, daß er zum Tüfel chöm. Ich lag gerade unter der Leiter, auf der nun der besoffene Briefträger mit seinem Oergeli und Gewehr hinaufturnte im Halbdunkel, und als er fast zuoberst war, ließ er das Gewehr gheien, und dieses fiel mir gerade auf den Kopf, so daß ich wie ein Säuli zu bluten begann und eine riesige Beule bekam. Neben mir lag der Gerber und kraute im Halbschlummer seinen roten Spitzbart voller Hühnerläuse; aber bald hatte er noch etwas anderes zwischen den Fingern. Der Wüthrich begann auf dem obersten Seigel zu kotzen und sprudelte alles im Bogen grad auf den Gerber herunter und dem in den Bart. Als der da so weingetränkte und kötzerige Spaghetti und Brotbröcheli zwischen den Fingern zerquetschte, statt Hühnerläuse, erwachte er zvollem, und als er die Bescherung roch, mußte er auch gleich alles obsi geben und traf den neben ihm liegenden Bernhärdu zmitts i Gring, und der sprang erschrocken auf und begann seinerseits zu kotzen und traf mindestens drei weitere halberwachte Füsel, und nun gab es im ganzen Tenn ein fürchterliches Hallo. Wir direkt Betroffenen gingen zum Brunnen hinaus,

dort wusch ich mir das Blut aus den Haaren, und der Gerber schwaderte seinen Bart im Trog und der Bernhärdu hielt seinen Rattenschnauz unter die Röhre, und zwischendurch lüpfte es sie beide noch mehrmals, und der Gerber stöhnte, so eine schuurige Sauerei habe er seiner Lebtag noch nie erlebt, dä Souhung heig ihm grad zmits i d' Schnure ine kotzet und de no us drei Meter obenabe! Es kamen noch weitere Bespritzte heraus, sich zu waschen, und alle schimpften auf diesen verfluchten Briefträger Wüthrich, der sich wohlweislich zuhinterst auf dem Heustock verkroch.

Endlich, weit über Mitternacht, gab es wieder Ruhe, aber nicht lange. Draußen patrouillierte als Schildwache der Füsilier Rosenfeld vom vierten Zug, und plötzlich dröhnte durch die Stille der Nacht ein Schuß, und der Rosenfeld mööggete so laut er mochte: «Alarm! Wache heraus! D Franzose chöme!» Potz Donner, gab das eine Räblete. Der Artillerie-Trompeter auf der Hauptwache begann Alarm zu blasen, alles stürzte, das Gewehr im Arm, aus dem Stroh und den Hühnerläusen, die Offiziere tauchten auf, und die ganze Bescherung klärte sich bald auf: Der Nachtwächter von Seprais war von den untern Höfen heraufgeschlarpet mit seiner Hellebarde, und der Rosenfeld hatte seinen Lanzenspitz für ein feindliches Bajonett gehalten ...

Wenn andere Leut' schlafen, so müssen wir wachen, müssen Schildwach stehn, Patrouillen gehn ... !

Alle Tage faßten wir graues Brot. Die ganze dritte Division hatte in diesen ersten Grenzbesetzungstagen angegrautes Brot, und die Soldaten und Offiziere waren natürlich sehr erbost. Es stellte sich heraus, daß die Feldbäckereien das Brot zu schnell und noch heiß verpackten und nicht richtig einlagerten, bevor es, schon einige Tage alt, an die Truppe ging. Es war Armeebefehl, nur altgebackenes Brot abzugeben, das frische sei zu wenig ergiebig. Erst so gegen Ende August besserte es dann. Es gab auch die ersten vierzehn Tage keinen Sold, und die Soldaten begannen zu munkeln. Der Gerber Friedu schürte das Feuer: ob wir dummen Cheiben eigentlich glaubten, im Chrieg gäbe es noch Sold? Den könnten wir grad ruhig ins Chemi schreiben, da müsse ja die Eidgenossenschaft straks verlumpen, wenn sie da noch jeden Galöri durchfuttem und noch Lohn geben müßte, das Züüg koste dänk süsch gnue. In Seprais allerdings kamen wir nicht in Versuchung, Geld auszugeben. Es gab in diesem niedlichsten aller Jurakaffs kein Wirtshaus, keinen Spezereiladen, keine Bäckerei, keinen Metzger, rein gar nichts. Wenigstens damals muß es eines der allerärmsten Dörfer Helvetiens gewesen sein - Brunnenwasser und nachts Hühnerläuse en masse und sonst nichts. Einige Tage später kam dann der Sold, und wieder wurde viel gemurrt, weil der Fourier für das Ordinäri einen Fünfer abzog, obgleich es nur Suppe und Spatz und dünnen Kaffi mit Brot gab. So erhielten wir bare 75 Rappen pro Tag ausbezahlt. Nur einer hatte es gut: der «Blausürigring». Er hieß Hans Bühler und war Schlossergeselle bei einer Wittfrau in der untern Stadt, und wegen seines riesigen Kopfes, der immer eine bläulichrote Farbe hatte, nannten wir ihn vom ersten Tag weg den «Blausürigring». Dieser flotte Kamerad erhielt von seiner Meisterin allpott ein Paket oder ein Waschsäckli voll Zungen- und Chümiwürste, Laffli, Käse und andere, uns längst

entwöhnte Herrlichkeiten, und putzte alles selbst hinunter, ohne uns eine Wurstschindti zu gönnen. Aber darüber hinaus bekam der Blausürigring von seiner Meistersfrau noch alle vierzehn Tage ein saftiges Geldmandat mit dem halben Zivilzahltag, für 1914 ein vielbeneidetes Phänomen. «Säuber ässe macht feiß», verteidigte sich der Blausürigring, wenn ihn der Bärnhärdü scheel ansah und meinte, das seig ungrächt verteilt auf der Welt, die einten bekämen Chlüder und z frässe uf gnue ufe und brauchten dafür keinen Finger zu rühren, und die andern müßten schmalbarten, dr Tüfel sölls näh. Der Blausürigring hatte seinen Hamstervorrat stets wohlverwahrt im Tornister und diesen nachts als Kopfkissen. Aber eines Morgens schlug er Krach, jetzt habe ihm so ein Schtärsdonnerfotzelcheibschelmehung den Tornister ausgeräumt und ihm alles gestohlen, noch eine ganze Zungenwurst und ein halbes Laffli habe er drin gehabt, sicher sei das der Bernhärdü, dä hungerig Millionsdonnerwätter. Der Bernhärdü verteidigte sich in aller Gelassenheit und mit ungewohnter Sanftmut. Noch seiner Läbtig habe er nie etwas gestohlen, öppe wenn etwas umeliagi und niemerem ghöre, bhändige er's etwa, da wäre einer ja ein Lölicheib, wenn er es nicht nähmte, da nähmte es ja nur ein anderer. Item, die Zungenwurst und das Laffli blieben verschwunden, so sehr der Blausürigring wütete und furchtbare Drohungen ausstieß, wenn er den Saucheib erwische, der ihm das gestohlen habe, dem stoße er grad ds Bajonett i Ranze. Von jetzt an wolle er der Schelmerei schon einen Riegel stoßen, er fräße einfach grad alles uf, wenn er es bekomme, und wenn es ihm den Ranzen bläie.

Nach fünf Tagen Hühnerlausquartier kamen wir direkt an die Grenze - auf Kompanievorposten in den Wald von Vendlincourt. Bei strömendem Regen bezogen wir an einem Grenzsträßlein Posten und errichteten Laubhütten, die aber auch bald allen Regen durchließen. Wir hatten große Mühe, das Feuer zu unterhalten mit nassem Astholz, und es rauchnete mehr als es wärmte. Wir hatten Tag und Nacht alle Stunden Verbindungspatrouillen zu den Nebekompanien und nach vorne zum Dreiländerstein und dann der Grenze nach rechts oder links zu den Patrouillen der Bataillone 29 und 30, um mit diesen Meldungen auszutauschen. Um Mitternacht wurden unser vier aufgerufen, der Korporal Galli, der Gefreite Steinhauer, die Füsiliere Hilfiker und Schwarz. Hauptmann Gerber instruierte uns beim Biwakfeuer und befahl uns, gut aufzupassen, auf der andern Seite seien Spahis. Wir marschierten durch die stockfinstere Nacht im Gänsezüglein, und weiter vorn übergab der Korporal Galli, dem Gefreiten Steinhauer die Meldung, er solle mit mir weitermarschieren, er warte hier als Verbindung mit dem Füsilier Hilfiker. Der Riese Steinhauer schritt nun voraus mit schußbarem Gewehr im Arm, und ich folgte ihm. Wir hatten keine Angst, auch wegen der Spahis nicht. Wenn wir Angst gehabt hätten, so würde ich das heute, nach vierzig Jahren, schlankweg zugeben. Der Gefreite Steinhauer war einer der prächtigsten schweizerischen Milizsoldaten, die ich kennen lernte, ruhig, unerschrocken, soldatisch und doch gegen uns Jüngere von einer wohlwollenden Kameradschaft. Ich sagte im Gehen, daß das doch cheibe rassig wäre, wenn wir so einen Spahi fangen könnten, das heißt, wenn sich so ein Donner auf unserer Seite herumtreiben würde. Er lachte und meinte, dies sei nicht das nötigste, vielleicht seien es mehrere Spahis und dann könnten sie uns fangen. Ho, plagierte ich in meinem jugendlichen Unverstand, die und uns fangen! Das chöm nid in d Chränz! Jeden weißen Grenzstein visierten wir zuerst genau, bevor wir darauf zuschritten, immer von Baum zu Baum Deckung nehmend, denn es hätte ja ein weißer Burnus eines

Spahis sein können. Die Neunundzwanziger Patrouille war schon an der vereinbarten Stelle, und Steinhauer übergab dem Korporal derselben unsere Meldung und nahm die ihrige entgegen. Dann marschierten wir möglichst lautlos zurück bis zum Dreiländerstein und zum Korporal Galli und Füsilier Hilfiger und mit diesen zurück zu unserer Vorpostenkompanie. Leider hatten wir keinen einzigen Spahi und überhaupt keine fremde Menschenseele angetroffen.

Unsere Kompanie wurde am andern Tage von der vierten abgelöst, und wir bezogen Quartier im Dorf Vendlincourt. Aber in der nächsten Nacht schon mußten wir wieder ausrücken - die Regimentspatrouille wurde zusammengerufen und wir zogen mit Sturmpackung in einem Marsch bis an die Grenze bei Boncourt und zurück - exakt 52 Kilometer in neun Stunden. Damals war jedes Dorf in diesem äußersten Zipfel des Schweizerlandes mit Kavallerie belegt, eine ganze Kavalleriedivision unter Oberst Vogel war in der vordersten Linie, die Pferde bereits seit zwei Wochen unabgesattelt in Alarmquartieren, die Dragoner ebensolange nicht aus den Stiefeln gekommen. Ich traf viele Bekannte und ärgerte mich einmal mehr, nicht bei der Kavallerie zu sein. Auf dem Hinweg hatten wir gesungen wie die Lerchen, auf dem Rückmarsch schlichen wir still und müde durch die Dörfer und hatten bis Pruntrut schon Blattern an den Füßen, und sogar der Aspirant Althaus und der Gefreite Steinhauer gaben zu, das seig ein verfluchter Krampf. Wir kamen gleich zur Tagwache zurück und mußten zur Schadenfreude der «alten» Dätel mit ihnen zu Regimentsmanövern ausrücken.

«Mir göh i d'Schwümm ... ! »

Es gab berühmte, exponierte Vorposten in jenen Augusttagen 1914 - Punkt 510, Punkt 740, «Adlerhorst», «Falkenblick» usw., wo wir von hohen Jurafelsriffen hinunterspähten ins Largtal und weit hinein ins ~ schöne Elsaß, in das die Franzosen bis auf die Linie Thann – Altkirch - Pfetterhausen vorgestoßen waren. Wenn auch die großen Schlachten im Norden geschlagen wurden, so gab es doch in diesem Vorgelände der mächtigen Festung Belfort erregende Gefechte, deren Zeugen unsere äußersten Vorposten waren. So wurde gleich in den ersten Augusttagen eine Schwadron deutscher Jäger zu Pferd von einem Regiment französischer Husaren zersprengt und 18 deutsche Pferde, auf denen nur noch wenige Reiter sich erschöpft festklammerten, in die Schweiz gejagt. Sie wurden von unsern Dragonern an der Grenze abgefangen und kamen in die Thuner Pferderegianstalt - prächtige Hannoveraner und Oldenburger Halbblut, damals teilweise verwundet -, dienten sie noch ein Jahrzehnt und mehr in unserer Armee als gute Schulpferde, alle unter dem Namen «Jäger» I - XVIII. «Jäger X» und «Jäger XII» habe ich später in Schulen zugeteilt erhalten, und schöne Reitererinnerungen knüpfen sich für mich an die Namen dieser edlen, willigen und feurigen deutschen Kriegspferde von 1914. Auch Franzosen wurden etwa einzeln auf unser Gebiet abgedrängt, und ich denke noch an jene zwei Savoyarden aus der Schlacht bei Mülhausen, die hungrig und durstig und abgerissen unsern Vorposten in die Hände liefen. Hauptmann Gerber, für den sie schlechtweg Deserteure und Lumpen waren, fuhr sie hart an und beorderte den Gefreiten Meyerhofer mit zwei Mann, sie mit aufgepflanztem Bajonett nach Asuel zu führen und der Brigade abzuliefern und gab Befehl, sie beim geringsten Fluchtversuch gleich über den Haufen zu schießen.

Aber die beiden armen Teufel waren heilfroh, in der Schweiz und in Sicherheit zu sein und dachten nicht an Flucht, und außerhalb Vendlincourt befahl der Gefreite Meyerhofer, die Bajonette herabzunehmen, und so bummelten sie zu fünft gemütlich nach Asuel und nahmen zwischenhinein noch bei einem Bauern einen guten Schluck - so wenigstens geht bis auf den heutigen Tag bei den alten Achtundzwanzigern die Sage.

Der interessanteste Punkt aber war damals der bewaldete Largzipfel, wo das schweizerische Gebiet wie eine spitze, gwundrige Schnudernase ins Elsaß vordringt und das Sträßchen Pfetterhausen - Courtavon überquert, damals mit seinem Blockhaus in der äußersten Spitze einen regelrechten Keil zwischen die französisch-deutsche Front treibend. Bei Pfetterhausen war ein Regiment französischer Chasseurs-à-cheval. Sie ritten herrliche Anglo-Normänner und Anglo-Araber und trugen noch die alten, malerischen Uniformen, rote Hosen und hellblaue Waffenröcke und das kokette Käppi mit dem Posthorn - auf der andern Seite der helvetischen Grenzpfähle, und nur durch das Wäldchen von 500 Schritt Durchmesser getrennt, waren deutsche Radfahrer auf Vorposten und in Morimont und Oberlurg badische Landwehrinfanterie. Wir hatten an der Grenze abends und sonntags nur Ausgang im Kantonnementsrayon. Aber viele von uns abenteuerten über die Grenze, bald zu den Franzosen, wo wir gegen Zigaretten Wein eintauschten, bald zu den deutschen Landwehrlern, die uns gegen Tabak und Schweizer Stumpen Würste und - echten Emmentaler Käse gaben, den sie im Ueberfluß zu haben schienen, während wir schon lange keinen mehr gesehen hatten. Berühmt sind die Schwümmeler-Patrouillen unter Führung des Gefreiten Steinhauer. Wir brachten ganze Brotsäcke voll herrlicher Schwämme aus den Wäldern des Niemandslandes zwischen den beiden Fronten heim ins Kantonnement. Es ist wahr, die meisten hatten Schiß, über die Grenze zu gehen, und der Minder Alfred bhütete und bsegnete sich, als ich ihm auch einmal den Vorschlag machte zu einer Sonntagnachmittags-Spritztour. Aber immer mit von der Partie, war der Fivian Kärü, ein Kleinbauer und Bauhandlanger, ein pffiffiger und lustiger Bruder mit einem köstlichen Mutterwitz, bei dem man nie recht wußte, ob er es eigentlich ernst meine oder d's Chalb mache.

«Unser oberster Kriegsherr»

Einmal gingen wir zusammen allein zu den badischen Landwehrlern nach Morimont, und auf dem Hinweg schimpfte der Fiviänggu, es seig eine Schande, daß man unserm Chäs ins Schwobeland use nachlaufen müsse, da sehe man, was die Donnere z' Bärn obe für eine verfluchte Politik trieben, den Chäs schickten sie den Schwoben, und wir könnten graues Brot frassen und Häckerligspatz. Die Badenser Landwehrrnannen waren Gmüetscheiben, und wir tranken mit ihnen Bier und etwas sauren Elsässer Wein, und der Fivian strich ihnen um den Bart und ließ eine große Schnapswentele im Kreise herumreichen, und bald waren wir in der besten Stimmung und ein Herz und eine Seele und hielten uns obenein und sangen eben etwas falsch, aber dafür laut den gemeinsamen Choral:

«In der Heeeeimat, in der Heeeeimat,
daaa giibt's a Wiederseeehn. . . »,

als ein Vizefeldwebel hereintrat und die badischen Landwehrmannen von den Bänken aufschnellten und die Hände an die Hosennaht pflanzten. Wir zwei zugewandten Orte nahmen auch anstandshalber Stellung an, und der Vizefeldwebel musterte uns erstaunt und zog die Augenbrauen hoch: «Na, Schweiza, wo kommts denn ihr hear?»

«Ho, dänk aus der Schweiz», antwortete der Fiviänggu. Wir hätten uns da ein wenig verlaufen und gedacht, wir könnten unsern Nachbarn beim Vorbeigehen einen Besuch machen und guten Tag sagen, schließlich redeten wir ja die gleiche Sprache und seien ja nicht zusammen im Krieg, gottlob. Der Vizefeldwebel befahl: «Rührt euch, absitzen!» und setzte sich zu unserer Erleichterung auch an den Tisch, wahrscheinlich in der Hoffnung, uns ein wenig auszufragen. Der Fivian gab bereitwillig Bescheid. Ja, wir hätten grad nebendran zweimalhunderttausend Mann und weiter hinten noch einmal zweimalhunderttausend, und dann komme erst die Hauptarmee. Sie könnten ganz ruhig sein, bei uns komme kein Franzos durch, alles sei unterminiert und in den Wäldern alles voll Artillerie, fast mehr Kanonen als Tannzapfen. Zur Abwechslung zwischen Wein und Bier ließ er dabei seinen Chrütterschnaps zirkulieren und sagte, das sei die beste Medizin gegen Rheumatismen. Der Vizefeldwebel wurde ganz zutraulich und sagte: «Na, unsa oberster Kriegsherr is ein Freund von die Schweiza», er meine es gut mit uns. Der Fivian frug ganz naiv, wer denn ihr oberster Kriegsherr sei, der Moltke oder der lange Siech, der z' Bärn beim Kaiserempfang eine goldige Uniform angehabt habe? Der Vizefeldwebel schüttelte entrüstet den Kopf und klärte Fivian auf:

«Aba, Schweiza, unser oberster Kriegsherr is doch Seine Majestät, der Kaisa!»

«Jä so, natürlich», pflichtete Fivian bei, ja, den kenne er sehr gut, den kenne er persönlich, das sei ein gäbiger Mändel..

«Wie bitte?» staunte der Vizefeldwebel.

He äben, ein gäbiger Mändel, das seig bei uns ein Ehrenmann, präzierte Fivian, einer, der keinem Hung etwas zleidwärche. Z' Bärn auf dem Bahnhofplatz seig der ihm grad so nach gsi, wie jetzt sie zwei. Er habe einen Obsischnauz. Leute mit Schnäuzen seigen immer Gmüetscheiben.

«Wie bitte?» entsetzte sich der Vizefeldwebel. Aber der Fivian war nun im Zug und plagierte, der Kaiser sei doch bei uns wie daheim. Wir hätten auch einen obersten Kriegsherrn, den Wille, und der sei mit ihrem obersten Kriegsherrn gut befreundet und so quasi verwandt, denn er habe eine Schwiegertochter vom Kaiser zur Frau oder so öppis höhere cheibs. Ja, ihr oberster Kriegsherr und unser oberster Kriegsherr, die könnten es prima miteinander, nach dem Essen hätten sie immer zusammen einen Jaß geklopft und die gleichen Stümpen geraucht. Darum lieferten wir ihnen auch unsern Käse, obgleich wir ihn nach Amerika zhalb teurer verkaufen könnten. Der Vizefeldwebel und seine Landwehrler horchten aufmerksam zu, und der Fivian hielt ihnen zur Verbrüderung fleißig die Schnapswäntele hin und schüttete ihnen Brönnts ins Bier, das seig gut und gäbe den richtigen Chneuschmalz. Wir kämen überhaupt mit ihnen prima aus. Vor dem Chrieg habe es bei uns mehr Schwoben gegeben als anger Lüt, aber das seig gut so: das gebe Blutauffrischung, und sie kauften bei uns den Chäs und wir bei ihnen die Kohlen, und so sei beiden geholfen. Und der Fivian hielt ein wahres Kolleg über Wirtschaftsbeziehungen und hohe Politik, und dazu tranken wir Ex und Bruderschaft mit Bier und Wein und kredenzten den Schwaben den Schnaps und sangen gemeinsam mit Andacht:

«Es war ein Pfalzgraaf, wohl an dem Rheeein,
der hat drei schöööne Töchterlein»



So gegen Mitternacht lagen bereits zwei Schwaben unter dem Tisch, und der Vizefeldwebel hatte auch schon einen ordentlichen Schmetter beisammen und umarmte uns, und dann stieg er auf einen Stuhl, und der Fivian hielt ihn an den Knien, damit er nicht hinunterfalle, und er dirigierte den gemeinsamen Chor:

«Es wohnt ein Müller an einem Teich, lauf, Müller, lauf!
Der hatt eine Tochter und die war reich, lauf, Müller, lauf,
wie die Katz nach der Maus, potz Himmeldonnerwetter, Müller lauf, lauf, lauf!»

Bald sank auch der Vizefeldwebel ganz in sich zusammen und grölte nur noch heiser mit, aber zwischenhinein hieb er auf den Tisch und schrie:

«Unsa oberster Kriegsherr is Seine Majestät, der Keisa! »

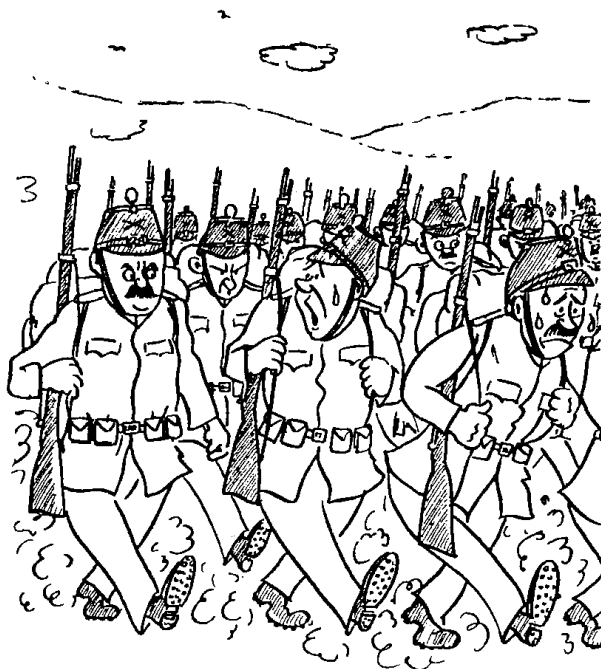
«Minetwäge», gab der Fivian zurück, aber unser oberster Kriegsherr, das sei der Wille, und der habe grad so einen tollen Schnauz, nur habe er ihn nidsi, und ihr oberster Kriegsherr habe ihn obsi, das seig dank alls ei Dräck!

Es morgendämmerte schon ganz leicht über den dunklen Jurawäldern, als wir den völlig außer Gefecht gesetzten Landwehrunteroffiziersposten Seiner Majestät des obersten Kriegsherrn bei der Ruine Morimont auf leisen Sohlen verließen und uns der Grenze zu schlichen. Da wir uns des Schnapses enthalten, waren wir noch halbwegs nüchtern, und der Fivian plagierte, da sehe man, was diese cheiben Schwoben für Schiëhüng seigen, die möchten ja nicht einmal ds Sufe verliide. Dem donners Feldweibel habe er nüt trauet, darum habe er ihm immer gehörig Schnaps hineingeschüttet, und so seig er gottlob bsoffe worden, sonst wäre der Schtärnsonner imstand gewesen, uns zu verhaften. Wir kannten den Schlich über die Grenze und hingerine ins Tenn, und beim Kantonnementsverlesen hatten abmachungsgemäß der Friedli und der Bösiger für uns «hie» brüelet,

und unsere nächtliche Exkursion blieb einmal mehr unentdeckt. Dafür wurden andere Grenzgänger abgefangen, und am nächsten Sonntag wurde vor dem Abtreten ein Armeebefehl verlesen, wonach jeder Grenzübertritt strenge verboten sei und schwer bestraft werde. Uns ging das gewaltig wider den Strich, und es kam gleichwohl noch zu etlichen Auslandsexpeditionen, und auch Offiziere wurden dabei erwischt, und ein Hauptmann und bekannter Politiker wäre deshalb später beinahe nicht einmal Bundesrat geworden.

I Gring ineluege

Wir lernten die Dörfer im Elsgau gründlich kennen und die Straßen über die Caquerelle und Les Rangiers und den Mont Terrible und die Weiden, auf denen wir stundenlang Gewehrgriffe schmetterten, Taktschritt klopfen und «Links um» und «Rechts um» und «Auf» und «Liegen» üben. Wir lernten sie kennen die endlosen rotgelbstaubigen Jurastraßen, über die wir mit Sack und Pack und angehängtem Langgewehr tippelten. Heute kennt man diese Gewaltmärsche mit mehr als dreißig Kilo Gewicht auf dem Buckel nicht mehr, damals waren sie das tägliche Brot der Infanterie, und wenn wieder so ein endlos langes Straßenstück vor der Spitze auftauchte, dann ging die Parole durch die Kompanie: «Giele, i Gring ineluege, as chunnt wieder so ne ewige Cheib!»



Nicht nur Soldatenschule und Drill und Dauermärsche verleideten uns, der ganze Jura wurde uns zuwider. Es ging für viele von uns Vierzehnersoldaten sehr lange, bis wir uns mit dem schönen Jura wieder aussöhnten, - ja einigen ist er für ihrer Lebtage verleidet - und dieser herrliche Jura konnte doch nichts dafür. Wir vom dritten Zug hatten es noch am besten. Unser Zugführer, Oberleutnant Vollenwyder, marschierte etwa, wenn es tunlich war, mit uns etwas nebenauss und ließ uns plegern

und singen. Dafür und überhaupt für seine humane Einstellung dem letzten Dätel gegenüber wären wir vom dritten Zug für unsern Oberleutnant durchs Feuer gegangen. Vor allem beneideten wir die Landsturmsoldaten, die ruhig ihre Brücken und Tunnels bewachen und zwischenhinein plegern, tubaken und jassen konnten und keine Soldatenschule hatten. Die meisten von ihnen trugen Bärte oder mächtige Schnäuze, und uns kamen sie mit ihren 40 bis 48 Jahren vor wie uraltes Militär.

Anfangs September wurde die dritte Division auf die zweite Verteidigungslinie an der Aare und die Juraseen mit den Festungen Hauenstein und Mont Vully zurückgenommen, und die fünfte Division löste uns ab. In endlos langem Zug marschierte unsere Division, dreißigtausend Mann, die Straße aus dem Elsgau herauf nach Les Rangiers, und von oben herab marschierte eine ebenso lange Kolonne, die dreißigtausend Mann der fünften Division. Der Zufall wollte es, daß sich auf einem Marschhalt unser Stadtberner Bataillon 28 gerade dem Zürcher Stadtbataillon gegenüber befand, und nun gingen die Sticheleien los:

«Händ ihr an huere cheibe länge Kanton, gaht das no wit?» fragte ein entrüsteter Zürcher.

«Hie faht dr Kanton Bärn ersch zgrächtem a, dir cheibe Zürihegle. Das isch nit nume so as Kantönli um eui Züriseeglungge ume!» grinste der Gerber von der Matte. Und der Fivian mööggete: «Dir sit no lang nid am Füdle vo dr Wält, u dert hört dr Kanton Bärn ersch uf!»

«Euch chönnds meini nümme bruuche, ihr huere Glünggisieche!» tönte es zurück.

«Aebe nit, drum müeße jitz dere gleitige Cheibe häre! Aber machit da hinger euer Zürischnörre nid z'fescht uf, süsch flügt ech a dütschi Flugere drii!»

Unser Bataillon marschierte nach Aegerten-Brügg an der Aare bei Biel. Nach wenigen Tagen kam die frohe Botschaft, die Division erhalte zehn Tage Urlaub. Ich konnte meinen neunzehnten Geburtstag als steinalter Soldat zu Hause feiern.

Kompanie Hagenbeck

Wenn um der Wahrheit willen auch unser Hauptmann Gerber und seine Kompanieführung hier kritisch beleuchtet werden muß, so möchte ich gleich vorausschicken, daß wir Dätel von 1914 heute in der Rückblende gewisse Vorfälle anders beurteilen als damals. Damals schien es uns, daß wir die meist gedrillte und am härtesten angepackte Kompanie des Bataillons 28 und das Bataillon 28 das am übelsten geschlauchte Bataillon der Berner Division sei. Hauptmann Gerber war einer der schneidigsten Kompaniekommandanten, er war damals zu streng und zu preußisch, aber er war gerecht und ging selber immer voran, durch den Doubs und durch die Maggia, als uns das eisige Gebirgswasser bis an den Hals reichte, und der Großteil der Kompanie wird ihm heute das Zeugnis ausstellen, daß wir uns für den Ernstfall keinen bessern Kompaniekommandanten hätten wünschen können. Aber dannzumal waren wir nicht dieser Meinung. Wir waren zwar eine schwierige, aber willige und vor allem tüchtige Kompanie und empfanden es als ungerecht, daß wir mehr und länger gedrillt wurden als irgendeine andere Einheit und daß man mit uns Däteln so viel herumschrie und wir überhaupt nie ein Lob zu hören bekamen. In jenen Tagen, als wir aus dem zehntägigen Urlaub zurückkamen und gleich wieder zünftig in die Finger genommen wurden, erhielt unser Hauptmann den

Ueberramen «Hagenbeck» und die Kompanie wurde «Zirkus Hagenbeck» oder «Kompanie Hagenbeck» genannt, und dieser an Raubtierzucht gemahnende Titel ist der Kompanie 111/28 die ganze Grenzbesetzung 1914 -1918 geblieben. Ich erinnere mich noch, wie wir vom Dorf Aegerten aus einen Sturmangriff mit aufgepflanztem Bajonett auf einen supponierten Feind übten und der Hauptmann auf seinem fahlen Pferd hinter den Reihen herumgaloppierte und immer wieder erstellen ließ, das gehe alles viel zu langsam, wir würden ja zusammengepfeffert, bevor wir dem Feind die Bajonette in den Ranzen stoßen könnten, und unser Hurragebrüll seig viel zu lahm, das müsse tönen, daß man es in Biel äne höre. Wir hatten eine Wut, immer wieder zurückseckeln und uns niederwerfen zu müssen, dann wieder das Kommando: «Bajonett auf! Zum Sturmangriff auf, Laufschrift – Hurrraaah!» Hauptmann Gerber galoppierte wieder zwischen den Zügen durch, das «Hurrah» töne viel zu gedehnt und lahm, er wolle ganz kurze, stoßweiße: «Hurra, hurra, hurra!» hören - «Erstellen!» Von da an brüllte die Kompanie beim Vorwärtsstürmen: «Huere, Huere, Huere!» und der Hauptmann donnerte, er wolle uns lehren, d's Chalb machen und uns unsere Huren eintreiben.

In Brügg schloß ich Freundschaft mit dem Sanitätssoldaten Winzenried vom Jodelklub «Berna», und abends, wenn die andern sich in den Wirtschaften von Brügg verstaute, gingen wir selbender und etwa noch begleitet vom Minder Alfred über die Aare nach Aegerten, jeder hatte ein Brot unterm Arm, und bei einer braven Kleinbauernfamilie kauften wir drei bis vier Liter Milch und die Bauernfrau kochte sie auf und wir pflanzten uns um den Chuchitisch und machten herrliche «Milchbröcheli» und lebten wohl daran und billig. In der Kompanie sprach sich das herum und sie helkten uns, wir seien «Milchbuebli» und «Säuglinge», aber der Gefreite Steinhauer erwiderte den Spöttern, sie sollten d's Muul halten, wir hätten ganz recht und er gehe das nächstmal auch mit.

Brigade-Rüedu

Wieder marschierten wir in den Jura und besetzten die Dörfer und die kleinen Kaff und die einsamen Berghöfe, und triumphierend zog an uns die Zürcher Division vorbei zu den Bahnstationen, zur Entlassung auf drei Monate - die halbe Armee wurde auf Pikett entlassen, aber die Berner Division und die erste und die sechste Division mußten bleiben. Das gab natürlich auf diesem Marsch gewaltig zu räsonieren - nun könnten die cheibe Züriheglen hei und natürlich wir gutmütigen Chnubelcheiben müßten bleiben, das seig die größte Ungerechtigkeit der Weltgeschichte. Ein sonniger Oktober war für uns bei dem immergleichen Dienst- und Schlauchbetrieb kein großer Trost, aber ganz unvermittelt konnte ich in ein Paradies marschieren. Es war in Courgenay, dem berühmten Dorf der Gilberte, als eines Abends beim Hauptverlesen der Feldweibel Roseng bei den Sonder-Kommandierungen meinen Namen abrief, und als ich vor die Front rannte und mich in Achtungstellung pflanzte, einen Befehl ablas, der Füsilier Schwarz werde abkommandiert als Telephonordonnanz zum Brigadestab 7. Herrgott, war das eine Freude! Der Fourier zahlte mir noch am Abend Sold und Mundportion aus und in der Frühe zog ich nach einem vielbeneideten Abschied mit Sack und Gewehr munter die Straße dahin nach dem schönsten und idyllischsten Dörfchen des Elsgaues, nach Asuel.

Wenn du die große Heerstraße hinaufziehst gegen Les Malettes und das Nationaldenkmal auf Les Rangiers, dann zweigt drei Kilometer nach Cornol nach der ersten großen Kehre ein kleines Sträßlein links ab und führt nieder in ein liebliches, von tiefen Wäldern umsäumtes, sonniges Tal. Eine alte Burgruine, die Hasenburg, lastet zeitlos auf steilem Hügel, den ein munterer Bach umspült und zwischen Bauernhäusern und den kleinen Herbergen führt das Sträßlein gewunden durch das langgezogene Dorf. Zuunterst weitet es sich zu einem winzigen Platz, rechts das Café «Raisin» über dem Bach in einem schönen Garten das Pfarrhaus, auf dem Platz ein Brunnen. Am Brunnentrog wusch sich gerade ein riesiger Oberst die Hände. Es war unser Brigadekommandant, Oberst Rudolf von Erlach, ein urchiger Bärner und bei seinen Soldaten gerade deswegen beliebt, wie selten einer; wir nannten ihn nur den «Brigade-Rüedu». Damals kannte man den Rang «Oberstbrigadier» als Grad noch nicht, ein Oberst war bei der Infanterie immer Brigadier, die Regimenter wurden von Oberstleutnants kommandiert, heute eigentlich ein überflüssiger Zwischengrad. Ich ging auf den Oberst zu, nahm das Gewehr bei Fuß und schrie ihn an: «Herr Oberscht, Füsilier Schwarz, Telephonordonnanz!»

Der Herr Oberst knübelte ein riesiges Taschentuch hervor und trocknete seine Hände und lachte über das gutmütige rotbräunte Gesicht mit dem Seehundsschnauz: «Soo, so, Füsilier, Schwarz, chunnsch gärn zu üs?»

«Jawohl, Herr Oberscht!» möögete ich.

«Ja, ja, du Donner dänksch, hie heigsch die schönscht Läbtig. Aber da chönntisch di de trumpiere, Bürschteli!»

«Zu Befähl, Herr Oberscht!» möögete ich wieder und grinste zuversichtlich, und der Brigade-Rüedu entließ mich mit einem zufriedenen Kopfnicken.

Ein herrliches Leben begann für mich. Wir waren drei Telephonordonnanzen unter dem Kommando eines Telephonpionierkorporals Huber von St. Gallen. Brigadeadjutant war Oberleutnant Niehans, einer jener Aerzte, die nicht bei der Sanität, sondern bei einer kombattanten Waffe Dienst tun wollten und taten. Stabschef war Hauptmann im Generalstab Miescher von Basel, der spätere Korpskommandant. Wir Telephonordonnanzen hatten Selbstverpflegung und demzufolge inklusive Mundportion täglich drei Franken fünfzig Sold und kamen uns vor, wie die Fürsten. Wir aßen im «Raisin» und hatten je zwei zusammen ein Zimmer mit richtigen Betten, ich war mit dem Korporal Huber im gleichen Schlag, und wir waren bald gute Freunde. Immer zwei von uns hatten Dienst, die übrige Zeit konnten wir uns selbst einteilen, und der Dienst war mehr Präsenzzeit und gegen den Betrieb bei der Truppe die reinste Sunntigschuel.

Damals bekam die Infanterie die feldgrauen Käppiüberzüge und Blusen, welche die Kavallerie schon bei der Mobilmachung gefaßt hatte. Diese losen Blusen aus Leinen hatten bald ihren Uebernamen und wurden «Chüechutzeler» geheißen. Oberst von Erlach benötigte eine extra große Nummer, und als er die Bluse im Brigadebüro überzog, sah er wirklich aus wie ein Kalberhändler. Während die Stabsoffiziere respektvoll kicherten, mußte ich grediuse lachen und der Brigade-Rüedu selbst stimmte ein und wandte sich dann mir zu:

«Was hesch so z'lache, Schwärzu, geit mir öppe das Chutteli nid?»

Ich fuhr hinter meinem Telephonkasten in die Höhe und nahm Stellung: «Wo - wou, Herr Oberscht, usgezeichnet!»

«Du Lughung, was lachisch de wie nes Chaub? Wie gsehn-i us?»

«Wie ne Fuerme, Herr Oberscht!»

«So gang hol mehr a Geisle, zu däm Burgunderhemmli mueß me chönne chlepfel!» lachte der Oberst.

Der Brigadier wohnte im Pfarrhaus und jaßte oft mit dem Curé, und Hochwürden konnte zum Ergötzen des Brigade-Rüedu dabei oft ordentlich in den Chutt kommen und ganz unpfarrherrlich auf den Tisch schlagen und schimpfen. Er war auch ein großer Mann, wie der Oberst, eine Bauerngestalt in der Soutane, und ich erinnere mich an seine klobigen Fäuste und rotbehaarten Arme, wenn er die Aermel beim Jassen zurückstülpte. Oft mußte ich telephonische Meldungen ins Pfarrhaus hinüberbringen. Einmal war es eine sehr dringende, und auf das «Entrez» des Pfarrers pflanzte ich mich an der Türe auf und möögete:

«Herr Oberscht, a findliche Abteilung i Kompaniesterchi marschieret vo Oberlurg gäge üsers Blockhuus.»



Der Brigade-Rüedu brach in ein dröhnendes Gelächter aus, in das der Pfarrer einstimmte, dann sagte er: «Sit wenn, si mier im Chrieg, Füsilier Schwarz? Sit wenn gits findliche Kompanie, he? Vo wäm isch die Mäudig?»

«Vor Artilleriebrigade, Herr Oberscht!»

«Säg dene Herre, sie sige Muulaffe! - Nei, säg das lieber nid, süsch gheisch ine! Aber mäud ne, bir Infanteriebrigade siebe heigi mir no ke Mäudig über ne Chriegserklärig.»

Ein anderes Mal mußte ich sofort die Reitpferde vom Herrn Oberst und von Hauptmann Miescher herbefehlen und die Ordonnanzen hatten alle Hände voll zu tun. So sagte ich, ich nähme die Pferde gleich mit hinauf und schwang mich auch schon auf den «Ajax» des Brigade-Rüedu, und ritt stolz mit dem zweiten Pferd an der Hand vors «Raisin». Oberst von Erlach sah zum Fenster heraus und war höchst verwundert, mich auf seinem Roß zu erblicken:

«Schwärzu, du Donnerwätter, wär hett dir erloubt, uf mim Pigger umezrütsche?»

«Niemer, Herr Oberscht!»

«So mach, daß d'abe chunnsch anangere na. Chasch überhoup riite?»

«Jawohl, Herr Oberscht! »

«Wo hesch es glehrt?».

«Daheime, Herr Oberscht.»

«Auso, hock ab! U ds nächscht Mau fragsch zersch!»

«Zu Befäu, Herr Oberscht!»

Telephonitis

Im Herbst 1914 kannte man noch nicht alle diese raffinierten Nachrichtenübermittlungssysteme, über die heute jede moderne Armee verfügt. Das Feldtelefon wurde über weite Strecken einfach an das zivile Netz angeschlossen; unsere Brigade-Zentrale suggete ihre Verbindungen direkt von der Ueberlandleitung Delsberg-Pruntrut, und von uns aus führten nur zwei Felddrähte nach den Kommandoposten der Infanterie-Regimenter 13 und 14, und oft vermischten sich die Verbindungen, und es wurde chrüzwiis deutsch und welsch übereinander geschnörret, und besonders zur Nachtzeit waren wir Telephonordonnanzen zuweilen ungewollt Hörer und auch Mitspieler köstlicher Verwechslungen und eingeschobener Gespräche. Damals kannte man auch noch die Tarnung der Kommando-Zentralen durch Chiffre- und Kennzeichen nicht, es wurde offen und männlich und völlig arglos gesagt, wer da spreche und wer man sei, und stolz schmetterten wir Telephönlere in die Sprachmuschel:

Hallo, hallo! Hier Kommando Infanterie-Brigade sieben isch dört Artillerie-Brigade drei? - - Hallo, hallo - hallo - schtärnehagu, scho wieder ufghängt - - Hallo! - - Hier Kommando Infanterie-Brigade sieben, wer dort? - - Falsch verbunde - die hei wieder einisch a Moorenornig i däm Delsbärg - - hallo, hallo! Hier Kommando Infanterie-Brigade sieben, wer dort? - Guide-Schwadron drü? - Hänk uf, mir wei nid euch - Hallo! - - jitz geits überhoup nit meh - hallo! - - - Wär isch dört? - - Mais non, Mademoiselle, ne coupez pas - - Hier Kommando Infanterie-Brigade sieben - - hallo, ja, Infanterie-Brigade sieben, Kommando - - non-de-non-de-non - - ha ändlich: isch Artillerie-Brigade drü da? - - Wär isch am Apparat? - - Herr Lüttnant Gantebei? - Jawohl, hier Brigade sieben, Telephonordonnanz Schwarz - - Herr Lüttnant, der Herr Oberscht von Erlach verlangt der Herr Oberscht Fröhlicher ... är isch nid da? - An Ougeblick bitte, Herr Lüttnant - Herr Oberscht, dr Herr Oberscht isch nid da - der Brigade-Adjutant verlange? Zu Befähl, Herr Oberscht - Herr Lüttnant, sit Dier no da? - Jawohl - der Herr Oberscht verlangt dr Brigade-Adjutant - - oh, non de chien, qu'est-ce-que vous faites,

Mad'moiselle, vous nous coupez continuellement! - Herr Oberscht, jitz het dä Toggu scho wieder underbroche - - hallo, hallo! Hier Infanterie-Brigade sieben, Kommando - hallo - ja, Herr Lütnant, mir si underbroche worde, dr Herr Oberscht verlangt dr Herr Brigade-Adjutant - Dier weit na la hole, jawohl, aber es pressiert - - Herr Oberscht, är mueß ne ga sueche, är sig wahrscheinlich bim Nachtässe - hallo hallo - ja - hallo - Herr Houpme vo Graferied? - A Momänt, Herr Houpme, dr Herr Oberscht von Erlach verlangt ech - Herr Oberscht, der Herr Houpme vo Graferied isch da - an Ougeblick, Herr Houpme, dr Herr Oberscht chunnt grad... !

Und Oberst von Erlach erhob sich in seiner gewaltigen Größe von seinem Stuhl und kam mit gewichtigen Schritten, daß der Riemenboden im «Raisin» ächzte, zum Telephonchischtli, und ich übergab ihm den Hörer: «Hie von Erlach, bisch du da, Gräfu? - Hallo, hallo - isch dr Houpme vo Graferied am Telifong? - - Hallo - - was isch das für nes donners Lölizüg - - es git ja niemer Bscheid, Schwärzu, was schprängsch mi vom Tisch uf für nüt ... ?»

«Excusez, Herr Oberscht, da het die Chue ds Delémont äne wieder drii gfunkt - - hallo, hallo - hier Kommando Infanterie-Brigade sieben - - -»

Und so ging es weiter, bis es dem Brigade-Rüedu zu dumm wurde und er vom Tisch herüberrief: «Hänk uf, Schwarz, i schicke dr Guid übere, das geit schnäuer. Aber lue ungerdessi, ob der Schteiger überchunnsch...»

«Zu Befähl, Herr Oberscht, dr Herr Oberscht vo Schteiger, Brigade acht. Hallo, hallo - hier Kommando Infanterie-Brigade sieben - isch Delsbärg da? - Hallo - wer dort? - Hier Kommando Infanterie-Brigade sieben - isch Delsbärg da? - Aendlich! Das geit a Lengi, gopferdecku - bisch dus, Pfishter? Salü - was hesch du eigetlieh für ne blödi Zwätschge uf dir Zentrale, die coupiert is ja alli Verbindige hallo, hallo - Pfishter, bisch nümme da - - jitz isch das Chaub - ah, da bisch, wieder, gottlob - los jitz: sofortigi Verbindig mit dr Infanterie-Brigade acht - aber hantli, sehr pressant - - d Verbindig isch bsetzt? D Brigade acht redt grad mit dr Kavalleriedivision? Hallo, bisch no da? Das wird nid so wichtig si! Ungerbrich eifach u gib üs dVerbindig, dr Herr Oberscht von Erlach mueß sofort dr Herr Oberscht vo Schteiger ha - - ja - hallo - ändlich: isch dört Infanterie-Brigade acht? - Jawohl, hier Infanterie-Brigade sieben: dr Herr Oberscht von Erlach verlangt dr Herr Oberscht vo Schteiger - - jawohl - - jawohl jawohl, sehr dringend - - - Herr Oberscht, dr Herr Oberscht chunnt grad - - hallo, hallo - dr Herr Oberscht vo Schteiger? An Ougeblick, Herr Oberscht, dr Herr Oberscht von Erlach wünscht Ech z schpräche - - Herr Oberscht, dr Herr Oberscht isch am Apparat - a, chline Momänt, Herr Oberscht, dr Herr Oberscht chunnt grad ... »

Und der Brigade-Rüedu nahm den Hörer schmunzelnd in die Hand: «Bisch du da Hansludi? Salü! I ha nume wöue frage, was dier hinecht los heigit? Chönnte mir nid chli zäme höckle un a Fläme budle? - - Du chasch nid? Ha, ha, ha, dier heit a Nachtüebig? - U mier hei es Fondü! »

Martinssömmerli

Ein herrlicher Oktober ging seinem Ende zu und ließ das herbstliche Gold der Laubwälder an den Hängen und im lieblichen Tal von Asuel leuchten. Die dunklen Tannenwälder der Rangiers und des

Mont-Terrible darüber und das Azurblau des Himmels schufen ein farbensattes und paradiesisches Bild landschaftlicher Schönheit, und es schien kaum glaubhaft, daß hinter den Hügeln von Pleujouse die Front des Ersten Weltkrieges begann. Wenn wir unsere freien Stunden hatten, zogen wir auf Entdeckung aus, bestiegen die Ruinen der Hasenburg und das zerfallene Schloß von Pleujouse, das so gefährlich vornüberneigt auf seinem hohen Felsen, und oft auch gingen wir hinunter an den stillen Waldsee von Lützel zu den deutschen Landwehrlern. Daß es nunmehr bei strenger Strafe verboten war, ins kriegführende Ausland zu streifen, helkte uns sehr, und das Abenteuer lockte mächtig, und gar gwundrig waren wir, was wohl auf der andern Seite passiere. Auch die französischen Chasseurs à cheval trafen wir wieder einmal im Niemandsland, zwischen den Fronten, in das sie vorgestoßen waren: ein Beritt von zwölf Mann. Zwei plänkelten gegen Courtavon, die andern saßen ab und ließen ihre herrlichen Pferde am Zügel weiden, und wir konnten es uns nicht verkneifen, die fünfzig Schritt zu ihnen hinüberzugehen und mit ihnen Zigaretten zu rauchen und aus der Feldflasche zu trinken. Einer ließ mich sogar auf seinen Rappen aufsitzen, und ich war mächtig stolz, auf einem französischen Kriegsroß einige Volten zu galoppieren. Sie waren nicht in bester Stimmung, denn eben war die Nachricht gekommen, daß die Deutschen nun noch Bulgarien und die Türkei auf ihre Seite gezogen hätten; aber ein schnauzbärtiger Sergeant rechnete uns vor, daß ihnen dies nichts nütze, dafür sei ihnen jetzt Japan in den Rücken gefallen, und bald werde die ganze Welt auf der Seite Frankreichs kämpfen. Wir zwei Super-Neutralesen waren akkurat der gleichen Meinung und erhoben die französischen Feldflaschen auf Frankreich, denn sie enthielten einen gar köstlichen französischen Wein. Plötzlich hatte die Verbrüderung ein Ende. Die zwei Plänkler kamen im großen Galopp aus dem gegenseitigen Wald über die Wiese und schrien schon von weitem: «A chevall A cheval! En arrière!» Und im Nu waren die Franzosen im Sattel und setzten ihren Pferden die Sporen ein und galoppierten, ventre à terre, dem westlichen Wald zu. Wir gingen verwundert zum schweizerischen Grenzstein zurück und hielten Ausschau, ob die Deutschen anrückten; aber alles blieb still und von paradiesischer Ruhe, und wir zogen enttäuscht Asuel zu. Ja, ja, ich will zugeben, wir hätten ganz gerne von der sichern schweizerisch-neutralen Proszeniumsloge aus einer kleinen echten Schlacht beigewohnt, so unvernünftig und egoistisch neugierig waren wir. Der Hauch des Krieges streifte uns übrigens am nächsten Sonntagmorgen. Wieder waren wir an der Grenze, und man hörte von Oberlurg her einige Schüsse und dann ein kurzes Rottenfeuer, und dann war alles wieder still. Aber bald kamen aus dem Wald drei Franzosen in ihren roten Hosen und hellblauen Jagdröcken galoppiert; einer führte an der Hand ein lediges Pferd. Sie hielten kurz an unserer Grenze, und wir rannten natürlich hinzu. Alle Pferde waren ganz außer Atem und triefen von Schaum und Schweiß. Das ledige Pferd war ein deutsches Beutepferd, die französische Streife hatte bis hinter die deutschen Sicherungen geplänkelt und einen deutschen Meldereiter aus dem Sattel geschossen; der Sergeant schwang triumphierend die Meldetasche des Deutschen. Sattelzeug und Decke des deutschen Pferdes wiesen Blutspuren auf, und es hatte einen Streifschuß am Hals und einen scharf über die Kruppe und schnaubte noch ängstlich und scheu an der Hand des französischen Jägers. Es kamen noch andere Schweizer herbeigelaufen, darunter ein Sanitätler. Er gab Watte und Jod, und ein Franzose betupfte damit die Wunden des angeschossenen Pferdes.

«Schön ist das Henneli, am Morge uf sinem Stengeli!»

Bekennen wir es nach vierzig Jahren offen: das Verhältnis der Grenzbesetzungstruppen zur jurassischen Bevölkerung und insbesondere zu den Bewohnern des Elsgaues war im Anfang kein besonders gutes, und Spannungen und Reibungen waren unvermeidlich. Die Schuld daran lag bestimmt mehr bei uns, beim Militär, als bei unsern Gastgebern, die diese unerwartete Invasion meist deutschsprachiger Soldaten fast als Okkupation empfanden, und es gab gar viele arrogante Offiziere und Feldweibel und auch Soldaten, die den Befehlston herauskehrten und für die welschen Jurassier wenig Verständnis hatten. Besonders im Elsgau, diesem entlegensten Zipfel des Kantons Bern ennet dem Jura, der kulturell und wirtschaftlich ganz nach Frankreich orientiert war, trotz oder gerade wegen des östlich anstoßenden «deutschen» Elsasses. Sehr bald aber schliffen sich die Gegensätze ab. Man gewöhnte sich aneinander, durch die Truppen kam viel Geld in den Jura, die Wirte und Spezierer und Bäcker verdienten wie nie zuvor, aber auch die Bauern und Metzger, und die Lasten der Gemeinden für Einquartierung blieben dagegen in erträglichen Grenzen.

Am Martinistag schlug der Korporal Huber einen abendlichen Bummel zu den Schwaben nach Lützel vor, denn wir hatten erst um 6 Uhr früh wieder Dienst, und es war eine herrliche, noch fast sommerliche Nacht im Anzug. Als wir durch Pleujouse zogen, hörten wir im einzigen Beizlein Musik und Gesang - das Martinisfest wurde gefeiert, wie das im Elsgau noch üblich ist. Wir saßen bald vergnügt inmitten der guten Bürger von Pleujouse und Fregiécourt mit ihren Frauen und tranken und liedeten und schoben die jungen Töchter im Tanze durch die schmalen Zwischenräume vollbesetzter Tische und Bänke zu Handorgel und Geigenspiel, und um Mitternacht wurden riesige Eiertätsche aufgetragen - die Martiniskuchen. Dann hielt der Maire von Fregiécourt oder Pleujouse - sein Haus stand zwischen beiden Gemeinden am Kreuzweg - eine feurige Ansprache und begrüßte auch uns zwei compatriotes de la Suisse allémanique! Weniger zugeneigt waren uns offenbar die jungen Elsgauer Burschen, denn wir hatten bald die zwei schönsten Meitschi für uns beschlagnahmt, die Töchter des Schulmeisters von Pleujouse. So gegen zwei Uhr brachen die Frauen und Töchter auf, und wir wollten natürlich die Kavaliers spielen und die Schulmeisterstöchter nach Hause geleiten. Aber das wäre uns bald lätz herausgekommen. Als wir Arm in Arm mit ihnen den Hohlweg gegen die alte Burg hinaufschätzelten, hagelte es plötzlich vom steilen Hang herab Steine und Scheite, und die beiden Mädchen rissen sich los und eilten voraus, derweil wir gegen den unsichtbaren Feind den Rückzug zu decken suchten. Ich bekam einen faustgroßen Chemp gegen das rechte Schienbein, daß ich füürig Güeg sah ds Elsaß abfahren, und dann noch ein Scheit in den Aecken und der Korporal, einen Wurzelstock in die Magengegend, daß er grad füdlige in einen Stacheldraht fiel. Nun wurden wir auch wild und zogen die Bajonette und stürmten das Steilbord hinauf, hörten aber nur noch ein sich entfernendes Hohngelächter. Leicht humpelten wir den verschwundenen Schulmeisterstöchtern nach; das Haus des Schulmeisters steht keine hundert Schritte von der Burgruine entfernt am steilen Bord. Aber die beiden Meitschi waren bereits im Haus verschwunden und die Türe fest zu und alles finster

und still, solange wir auch pöppelten. So gingen wir enttäuscht zurück durch den Hohlweg in das Beizlein hinab und wurden mit Hallo und Zutrinken empfangen. Wir saßen zwischen dem Maire und dem Schulmeister, und es wurde immer lustiger, und alle nahmen sich beim Singen obenein, und die jungen Burschen, die uns ohne Zweifel vordem im Hohlweg so übel traktiert hatten, stießen besonders häufig mit uns an. Es wurde nun zum Wein Schnaps aufgetragen, und davor hatten wir einen Grausen und wollten beim Wein bleiben, was unser Prestige bei unsern Gastfreunden sichtlich sinken ließ. Besonders der Maire und der Schulmeister wollten uns belehren, immer nur Wein sei nicht gut, das gebe une tête ronde - eine sturme Chrugle, zum Ausgleich einen Schluck Schnaps dazwischen, das sei das richtige. Bald waren sie auch zünftig besoffen, und da sich die andern Gäste verzogen, schleppten wir erst den Schulmeister den Hohlweg hinauf und nach Hause, und es war mühsamer und weniger reizvoll als vordem mit seinen Töchtern. Dann kehrten wir nach dem Beizlein zurück und packten den Maire zusammen, indem wir ihn beidseitig unterfaßten, und den ganzen Weg bis zu seinem Haus an der Straßengabel, schimpfte er auf seine Frau, wie das eine böse sei: «Tou-tou-toujours mé-mé-mécontente, tou-toujours mé-méchante avec moi.» An der Hausecke verstellte er und wollte über ds Tüfels Gwalt nicht das Bödeli hinauf zur Haustüre, dann knübelte er den Hausschlüssel hervor und bat mich, die Türe aufzumachen «mais tres dou-dou-doucement. ssavez ... » In meinem arglos jugendlichen Unverstand überhörte ich die verschmitzte Schadenfreude und ging hinauf aufs Bödeli und bückte mich, um im fahlen Mondsichelschein das Schlüsselloch zu finden. Da wurde die Türe mit Gewalt von innen aufgestoßen und flog mir an die Nase, und im gleichen Moment bekam ich mit einem Teppichklopper über den Gring, daß die Mütze herabfiel und zur gesanglichen Begleitung dieses unerwarteten Empfangs hörte ich eine keifende Frauenstimme in den schrillsten Tönen: «Enfin te voilà, vieux cochon, buveur-crétin, salaud - - jiiih - qui c'est? - mon dieu - un soldat - quel horreur - - und die weibliche Nachthemdgestalt floh unter Schreckensrufen ins Haus zurück und die Treppe hinauf.



Am Hauseggen aber plampete am Arm des Korporals Monsieur le maire, und grinste selbstzufrieden: «Alors, he? Tu l'as vu? Jje t'ai dis, jje la connais, jje la connais mi-mieux que toi!». Nun der Weg frei war, lud er uns großzügig in die Küche und benahm sich da ganz wieder als der Herr des Hauses. Er holte eine große Schnapsguttere hervor und rief seiner Frau energisch hinauf, sie solle den Martiniskuchen herausgeben, wo sie ihn versteckt habe? Sie gab abschlägigen Bescheid – begreiflicherweise. Aber er maulte zurück, er werde ihn schon finden und riß gleich zwei Schubladen aus dem Küchenschrank und ließ sie samt Eßgeschirr und allem möglichen gheien, daß es einen Heidenspektakel gab. Daraufhin wurde sie zahm und rief herab, der Kuchen sei zuoberst auf dem Kuchenschaft. Nun kletterte er mit unserer Hilfe mühsam auf einen Stuhl, und richtig: er reichte gleich zwei riesige Martinis-Eierkuchen herab. Gottlob saßen wir neben dem Schüttstein, so war er sehr verwundert, wie schnell wir die Weingläser leer hatten, die er stets wieder mit Schnaps nachfüllte. Martinis-Eierkuchen hatten wir jetzt auch genug bis obenaus, und da er uns trotzdem stets zum Zugreifen nötigte, stopften wir uns damit alle Säcke voll. Endlich konnten wir uns verabschieden und das bürgermeisterliche Ehepaar seinem fernern Schicksal überlassen. Draußen gackerte eben ein zu früh aufgestandenes Huhn aus dem Nest, und als wir begannen, ihm Eierkuchen zuzuwerfen, gab es auf den Hühnerseigeln allgemeinen Aufbruch, und die Henneli flatterten herab, und wir hatten unsere Freude an ihrem Gackern. Nun machten wir uns schleunigst Asuel zu, und zum drittenmal hatte ich in dieser ereignisreichen Martinisnacht Pech. Halbwegs hin hörten wir Pferdegetrampel - das konnte nur das Brigaderößlispiel sein. Korporal Huber rettete sich hinter einen Busch, aber mich entdeckten sie, als ich mich hinter einem Baumstamm verdunzte. «Halt, wer da!» rief Hauptmann Miescher, und so trat ich wieder auf das Sträßchen und pflanzte mich vor den riesigen «Ajax», auf dem der riesige Oberst von Erlach wie ein vorweltlicher Zentaur bis in die Wolken zu ragen schien: «Herr Oberscht, Füsilier Schwarz!»

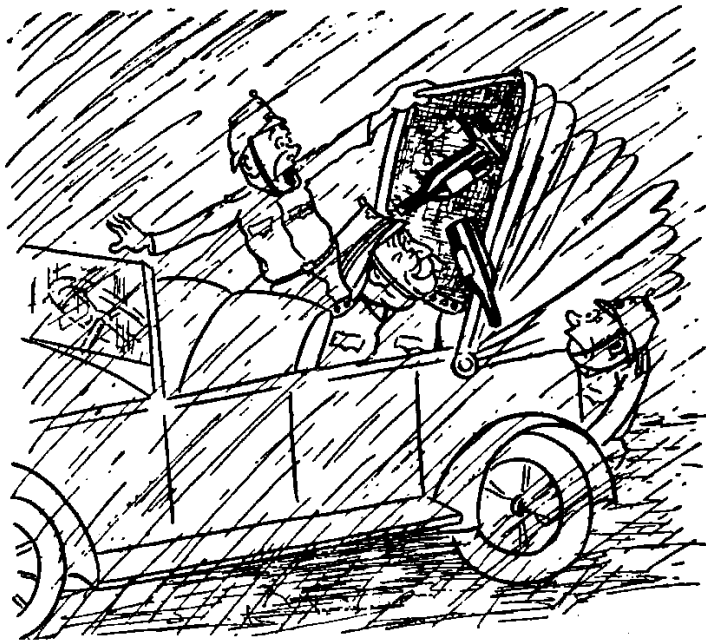
«Wo schteißisch du no ume um die Ziit, du Schtärnsdonner?»

«Z Plöschhus gsi am Martinisfescht, Herr Oberscht!»

«So, so, du machsch di meini luschtig, Bürschteli! Mach daß d uf Asuel hingere chunnsch anangerenah, u we d mr am Telifong ypfusisch, so chasch de öppis erläbe!»

Dr Grasschnägg

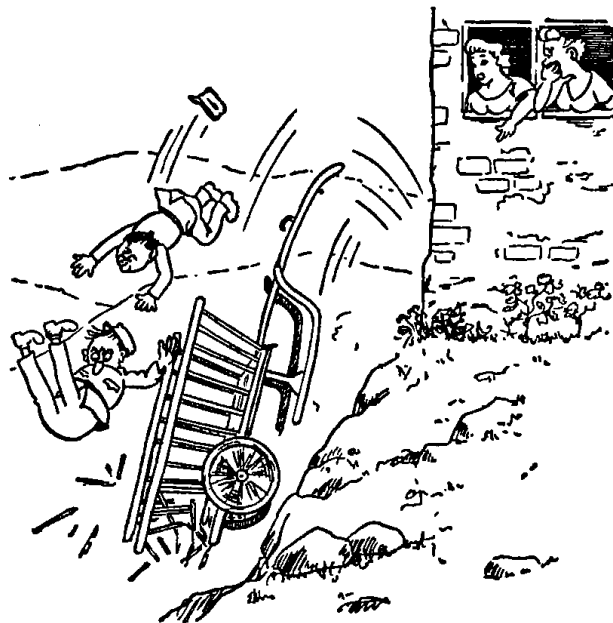
Damals spielte das Automobil in der Armee noch eine untergeordnete Rolle, auch die gsatzlichsten Obersten und die dicksten Quartiermeister konnten sich nicht bequem in den Fond einer gut gepolsterten Motordrotschge setzen, sondern mußten oft mühsam genug in den Sattel eines lebigen Rosses klettern, wenn sie sich schneller als per pedes apostolorum irgendwohin verfügen wollten.



Es gab wohl einige Lastwagenkolonnen mit Vollgummirüttelkästen, und es gab einen freiwilligen Automobildienst: Autobesitzer, die mit ihren Personenwagen einrückten und eine abzeichenlose Phantasieuniform tragen und am Offizierstisch essen durften, aber nicht Fisch. und nicht Vogel waren und von uns Däteln natürlich nicht für voll genommen und nicht salutiert wurden. Kommandant dieser Truppe war der spätere Oberst Hamberger und viele dieser Herren-Automobilisten erhielten ab 1915 den Offiziersgrad, größere Tiere wurden gleich Hauptmann, obgleich sie vom Militär so viel verstanden wie ein Siebitaler Chaub von einer Mutschgetnuß. Das war natürlich ein Unding. Item - im Jahre 1914 hatten die Brigaden noch keine zugeteilten Personenautomobile, konnten aber in besondern Fällen welche anfordern, und einmal hatte es, der Brigade-Rüedu besonders prässant zum Wildbolz und ließ sich so eine Benzinröndle schicken. Als er sich in den Fond setzte, begann es gerade zu regeln, und die beiden Chauffeure beeilten sich, das Verdeck hochzuhissen und dachten nicht an die drei Weingutteren, die sie in den Falten versorgt hatten und die nun dem Herrn Oberst von Erlach über Käppi und Bauch in den Schoß fielen. «So, so, da chunnt meini de Schofföre ihre Tee!» grunzte der Brigade-Rüedu und gab das Zeichen zur Abfahrt.

Wir hatten natürlich Tag und Nacht nur die zwei hübschen Schulmeisterstöchter von Pleujouse im Kopf und beschlossen, am zweiten Abend nach der goldenen Martinisnacht bei ihnen fensterlen zu gehn. An der Weggabel nach Fregiécourt klopfen wir noch beim Bürgermeister an, ihm guten Abend zu wünschen und uns nach seinem Befinden zu erkundigen. Aber er war wie ein umgekehrter Händschen und sichtlich über unsere Anstandsvisite nicht sonderlich erbaut, gab mürrisch Bescheid und war sehr dach, als er die Stimme seiner geliebten Gattin von oben herab hörte. So schüfelte er uns mit einigen Redensarten ab, und wir zogen schmunzelnd von dannen und hatten den Eindruck, daß 'Monsieur le maire' wieder schön zahm unter der Geisle laufe, wie ein frommes Zurhandroß. Nun, schließlich ist leider auch in Fregiécourt und der Enden nicht alle Abend Martinisfest - leider. Gegen Pleujouse hinauf schlichen wir wie Indianer durch Felder und Gärten, denn es ging niemand etwas an, was wir vorhatten, die jungen jalousen Elsgauer Burschen nicht und den Schulmeister erst

recht nicht. Als wir die stotzige Burg sahen, die wir von der' Bordseite her erstürmen sollten, erkannten wir, daß dies ein schwieriges Unternehmen sein werde. Das Haus stand an der steilsten Stelle des Schloßhügels, und eines der Fenster gegen den Abhang mußte nach der Beschreibung dasjenige der Meitschi sein. Als wir uns dessen vergewisserten und durch Steinchenwerfen an die Fensterladen den nötigen Kontakt hergestellt hatten, gingen wir auf die Suche nach einer Leiter, fanden aber keine erreichbar. Dagegen stund hinter einem Bauernhaus ein Grasschnägg, und der schien uns dienlich, wenn man ihn ans Bord hissen und steil an der Mauer aufstellen konnte. Damit der oder jener Leser, der nichts mit Landwirtschaft zu tun hat, weiß, was ein Grasschnägg ist, wollen wir ihn kurz beschreiben. Es ist ein Bergbauerngefährt, halb Karren, halb Schlitten mit einer Brügi und Leitersprossen und langen Landeli mit Handheben, die Räder sind etwas hinter der Mitte, und vorne hat es statt Redli Schlittenkufen, damit die Bauern die steilen Börter ab bremsen können. Die Sprossen sollten uns als Leiter dienen. Es war eine mühsame und langwierige Arbeit, bis wir den Grasschnägg am steilen Bord unter der Hausmauer hatten, und zweimal wären wir mit ihm fast ds Bord ab.



Die beiden Schulmeisterstöchterlein sahen unserer Schwerarbeit von oben herab lachend und neckend zu, und endlich hatten wir es soweit: der Grasschnägg war bolzgredi an der Mauer aufgestellt und scheinbar sicher verankert. Korporal Huber kletterte vorsichtig Sprosse um Sprosse hinauf, derweil ich unten verstellte. Als mir die Sache zu heben schien, begann auch ich dem lockenden und hochgelegenen Ziel zuzuschnaaggen wie auf einer Himmelsleiter. Leider reichten die Sprossen viel zu wenig hoch, und wir mußten noch bis auf die Handheben der Landeli heraufturnen, um knapp brusthoch an der Fensterbank zu erscheinen. Aber die Mühe lohnte sich, und wir genossen einen herrlichen Aus- oder besser Einblick, denn die zwei herzigen Meitschi hatten natürlich in ihrem Nachthemmli filmstarbeneidliche Décolletés. Wir waren ganz närrisch und bettelten

darum, in die Kammer eingelassen zu werden, was uns aber strikte verweigert wurde. So mußten wir uns mit den jungfräulichen Herrlichkeiten obenaus begnügen und zum richtig Müntschelen gefährlich auf den Fußspitzen auf den schmalen Handhebenen balancieren, aber in unserm jugendlichen Feuer sahen wir nur das Ziel und keine Gefahr. Item, wir waren im schönsten Zug und hatten alle Hände voll zu tun, da rutschte der verfluchte Grasschnägg unten aus, und wir fuhren wie der Blitz nieder zur Hölle. Den Angstschrei der Mädchen hörten wir schon weit oben, als wir das ganze Bord absausten bis ganz hinab in den Bach. Ich fuhr grindvoran in einen dornigen Chroslenstrauch und der Korporal gegen einen Zaunpfahl, und wir waren einige Minuten wie erschlagen. Der Huber stöhnte, er glaube, er habe das Rückgrat gebrochen, und ich jammerte, ich hätte den Gring ganz verchrauet wie ein Maudi im Horner, und als wir uns endlich zusammenrappelten, hörten wir oben die schimpfende Stimme des Schulmeisters, der sich zu seinem Fenster hinauslehnte in die finstere Nacht, und das Licht im Meitschizimmer erlosch und Fenster und Felladen wurden zugemacht. Als sich gottlob herausstellte, daß das Rückgrat des Korporals noch an einem Stück war und ich mir das verkratzte Gesicht im Bach gekühlt, waren wir wenigstens so anständig, den verfluchten Grasschnägg auf mühsamen Umwegen wieder an Ort und Stelle zu schaffen, und dann nahmen wir schleunigst den Finkenstrich. Am andern Morgen gab es noch ein kleines Nachspiel, als ich mich mit meinem verchrauten Gring möglichst hinter den Telephonkasten duckte, aber plötzlich trat der Brigade-Rüedu mit zwei Offizieren ins Büro, und ich mußte emporschnellen und mich anmelden. Oberst von Erlach sah mich erstaunt an, dann lachte er:

«Wie ggesch du us, Schwärzu, wär het dier dr Gring so verchrauet? Wo bisch nächti gsi?»

«Z Chiut, Herr Oberscht!»

«Isch das bi dier o scho nache, du Donner? Isch das so ruuch zuegange?»

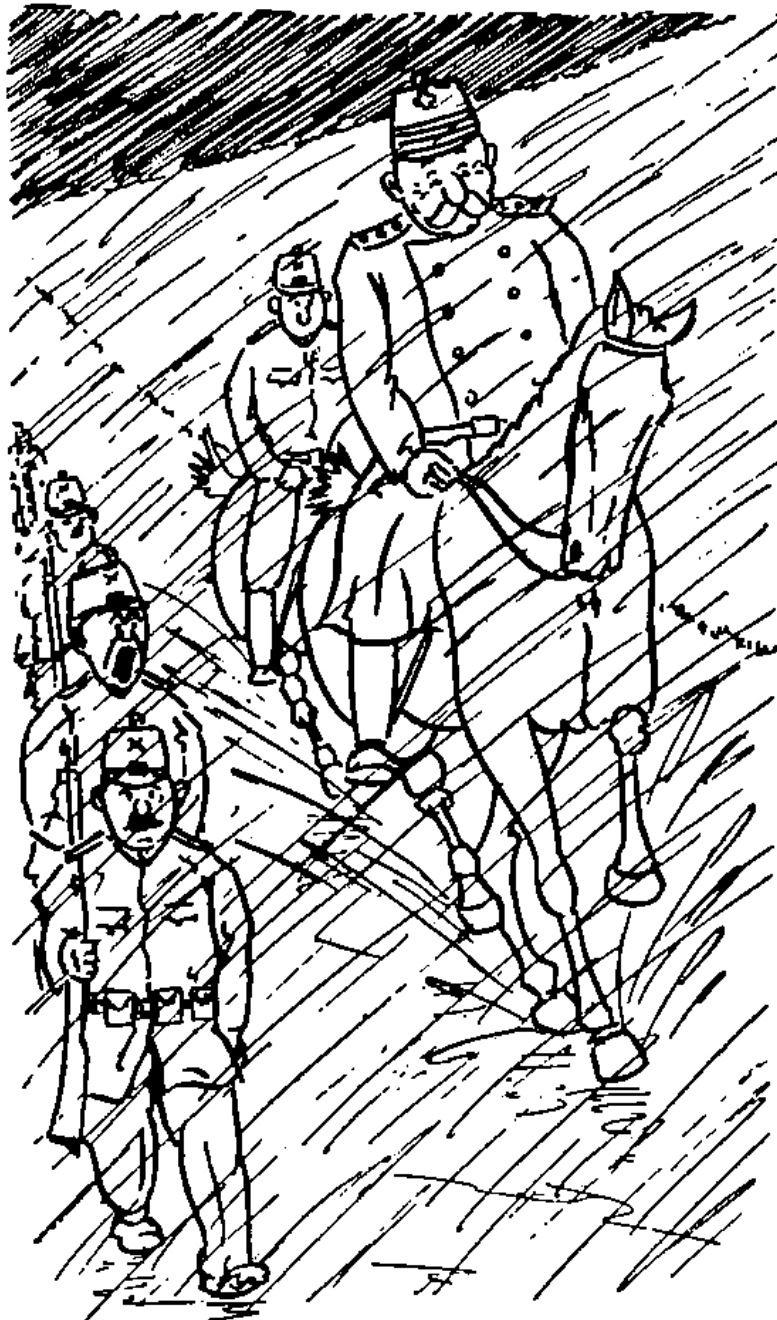
«Eigentlich nid, Herr Oberscht, aber dr Schnägg, isch is usgrütscht, u du sy mr ds Bord abgheittl»

Der Brigade-Rüedu und seine Offiziere brachen in ein dröhnendes Gelächter aus, und damit war die Sache erledigt.

Brigade-Rüedu läßt die Schlacht an

Drei Tage ausrücken zu großen Manövern. Unsere siebente Brigade sollte die achte Brigade vom Mont Terrible vertreiben. Oberst von Erlachs Angriffsbefehl war kurz und bündig und urchig-bärnisch. Vom hohen Roß herab befahl er seinen beiden Regiments: «So, los! Du, Mou (Moll) geisch hott düre u du, Hochueli, hüscht, u de uff se mit Grien u wedelet die Cheibe!» Von da weg hatte der Brigade-Rüedu einen zweiten Uebnernamen, die Dätel nannten ihn abwechselungsweise auch den «Wedele-Rüedu». Bevor wir uns von dieser eidgenössischen Frundsberg-Gestalt im besten Sinne verabschieden, muß ich noch ein letztes Stückli erzählen von seiner nie verlegenen Schlagfertigkeit. Einst trabte er auf seinem Elefanten durch den pflotschenden Regen der Marschkolonne des Bataillons dreißig vor, und die riesigen Hufe des «Ajax» spritzten natürlich die Kolonne, und einen linksaußen marschierenden Füsel traf es zünftig an den Gring, so daß er spontan möögete:

«Sauhung!» Oberst von Erlach sah sich um, parierte sein Streitroß, tätschelte ihm den Hals und sagte vernehmlich: «Los jitz du, Ayäxu, was die Donnere dier für Näme gäh!»



«Kaum gedacht, ward der Lust ein End gemacht»

Einundzwanzig Tage dauerte die herrliche Zeit beim Brigadestab, dann kam die Dislokation nach den Freibergen, und am Vorabend eröffnete mir Oberleutnant Niehans, der Brigade-Adjutant, daß der Stab nach Tavannes disloziere und mehr Telephonpioniere erhalte und daß ich zurück müsse zum Bataillon. Trübselig packte ich noch am Abend meinen Tornister, und es war auch in der Natur mit dem schönen Wetter aus, und das herrliche Martins-Sömmerli war wie abgeschnitten zu Ende. Als ich

am andern Morgen früh zum schönen Asuel hinauszog, schwerbepackt wie ein Walliser Maultier, regnete und schneite es durcheinander, und das Tal herauf wehte ein eisiger Wind.

«Gestern noch auf stolzen Rossen...»

Der Marsch nach Courgenay war kein Honiglecken, es stürmte und schneite und regnete durcheinander dem Tüfel eben, und mir war es natürlich gar keine Freude, zur Kompanie zurück zu müssen. Jeder, der Dienst gemacht hat weiß, wie gerne sich der Soldat irgendwo in die Geborgenheit bürgerlicher Häuslichkeit einnistet: eine eigene kleine Kammer, ein eigenes Bett, ein altes Mütterchen, das einem den Kaffee beiseite stellt, ein hübsches Meitschi zum Anschwärmen zwischen Tür und Angel und das ganze behagliche zivil-familiäre Milieu - ja, wem möchte das nicht besser gefallen als der Herdenbetrieb, die Massenabfütterung, das Strohkantonnement, was alles ganz romantisch und krieglerisch sein mag und für die Dauer eines Wiederholungskurses willkommene Unterbrechung des immergleichen Berufslebens - aber nicht als Dauerzustand. Dieses Behagen am bürgerlichen Herd ist nicht etwa eine speziell milizhafte und im weiteren Sinne unsoldatische Erscheinung, wir finden es vielmehr in allen Kriegserlebnisbüchern beider Weltkriege verzeichnet als Sehnsucht aller Soldaten aller Nationen. Es muß einer schon ein ganz sturer Militärgring sein, wenn er das leugnet und verdammt, und dann wäre erst noch zu untersuchen, ob er für sich selbst die Konsequenzen zieht und alle bürgerlichen Annehmlichkeiten im Dienste von sich weist. Die private Einquartierung der Offiziere und meist auch der Unteroffiziere gehört ja in dieses Kapitel - bei den Gebirgstruppen kennt man sie meistens nicht, weil die Logements im Hochgebirge fehlen. Offiziere und Mannschaften hausen im Zelt oder auf schittern Heuböden, und nirgends ist das Verhältnis zwischen Offizier und Soldat besser als bei den Gebirglern.

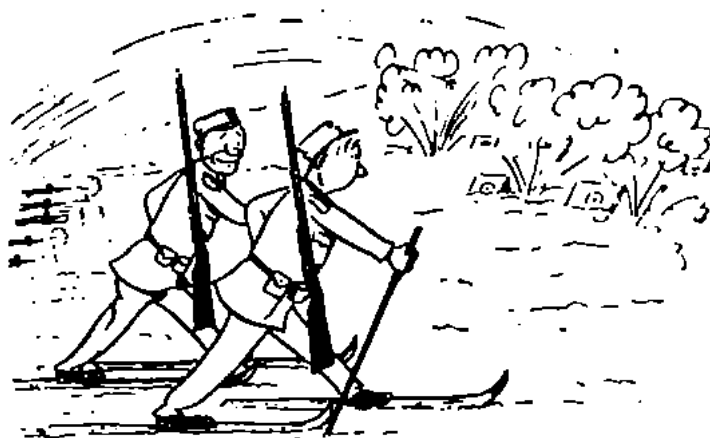
Als ich mich völlig durchnäßt auf dem Kompaniebüro meldete, hatte Feldweibel Roseng ein undefinierbares Lächeln und fragte ein wenig spöttisch, ob es schön gewesen sei beim Brigadestab? Da ich das spontan bejahte, nickte er bedächtig und meinte: «Jä nu, s isch rächt! Aber jitz pfißt wieder en angere Vogul!» Beim dritten Zuge wurde ich mit schadenfrohem Schmunzeln der Mehrzahl und nicht gerade kameradschaftlichen Bemerkungen empfangen. «So, chunnsch ume, du Schtärnssonner, gäu jitz chasch wieder wie anger Lüt us dr Gamälle frässe», mööggete der Friedli, und der Suter Heiri spottete: «Eh, da chunnt dr Herr von Schwarz! U immer no als gwöhnliche Füssel, nid amal zu de Gfreiteschnüer hets glängt, nei emu o!» «Hett dr de Wedele-Rüedu dr Schtupf i ds Füdle gäh?» höhnte der Blausürigring, und der Dreyer Housi grinste hämisch: «Jitz isch ds Telephoniererle am Schärme vürbii, jitz chasch wieder i d Fingere schpeue, du cheibe Chriegerlehrling!» Und richtig, schon mööggete der Gefreite Bigler unter dem Tennstor: «Füsilier Schwarz, Füsilier Aeberhardt, Füsilier Ryser, aträtte, gah d Latrine zuegheie!»

Es war Aufbruchstimmung. Am nächsten frühen Morgen Abmarsch über die Jurahöger nach den Freibergen. Ein kriegsmäßiger Marsch unter Meidung der großen Paßstraßen direkt hinüber bei einem eisigen Schneesturm. Zu jedem Fourgon und Caisson mußten zwanzig Mann kommandiert werden, um die steilen Chrächen bergan den Pferden mit Stoßen zu helfen und auf der andern Seite hinab an

Seilen zurückzuhalten. Es war ganz gut, daß der Uebergang für mich vom schönen Brigadestabsdienst zur Kompanie gleich so schroff war, das Sportliche bei diesem Gewaltmarsch sagte uns jungen Soldaten zu, und der Gefreite Steinhauer war immer dort, wo es am strübsten zugging und am gefährlichsten aussah. Wir sangen sogar, beim Niederstieg ins Tramlinger Bergtal, obschon wir durch und durch naß waren bis auf den letzten Faden, und die alten Dätel fluchten, wir seigen Schtärsdonnerlauericheiben, und es geschähe uns recht, wenn uns der Hagenbeck noch mehr schlauche, bis wir verreckten, es wäre nüt schad für solche Schnuderhüng. Aber trotz ihrem Fluchen machten sie doch mit, und nicht nur wegen der Disziplin, sondern aus einem geraden Gemeinschaftsgefühl, sie schrissen an den Seili bergan wie Käsereihüng und hingerhielten bergab wie Walliser Muulesel, und das ist das Herrliche und Zuverlässige an dieser helvetischen Miliz, daß immer alle mitmachen, wenn es drauf ankommt und keiner zurücksteht, wenn es hart auf hart geht. So ein wenig raisonnieren und fluchen schadet der helvetischen Militärdisziplin nüt, wir können uns das im Gegensatz zu andern Armeen leisten. Wir sind ja auch die einzigen, die es wagen, unsern Däteln Gewehr und Munition mit nach Hause zu geben.

Klavier-Alarm

Unsere Kompanie kam in eine leerstehende Uhrenfabrik in Tramelan-dessus. Mit dem Minder Alfred beschloß ich, am ersten Ausgangsabend das Dreimäderlhaus unserer Rekrutenzeit aufzusuchen. Wie groß war unsere Enttäuschung. Die Marie-Anne war verlobt mit einem Lausanner Oberleutnant, der inzwischen hier einquartiert war, die Marie-Cathérine mit einem Basler Feldweibel, und ledig war nur noch die Marie-Rose. Die beiden Bräutchen schnurpften eifrig an ihrem Trossel, denn sie wollten noch vor Weihnachten heiraten, die Marie-Rose half ihnen, und wir kamen uns sehr überflüssig vor, obgleich wir in alter Freundschaft mit Tee und Gützi traktiert wurden.



Eine Regiments-Skipatrouille wurde ausgezogen. Damals war das Skifahren noch nicht so Volkssport wie heute, und nur die Gebirgsbrigaden hatten ganze Einheiten auf Ski. Wir kamen wieder dazu, der Ryser Alfred und ich, und wir mußten unsere Ski von zu Hause kommen lassen. Einmal

hatten wir eine besonders interessante Uebung im Sankt-Immer-Tal. Die Artillerie schoß von einem Hang hinüber auf die andere Seite auf Feldscheiben, und unsere Skipatrouille mußte diese Feldscheiben angreifen und sollte bis auf hundert Meter an sie heranpirschen, wobei wir von der Artillerie überschossen wurden, damals eine erstmalige Sache. Oberstdivisionär Wildbolz mit seinem ganzen Stab und die Infanterie- und Artilleriebrigade- und Regimentsstäbe und so ziemlich das ganze Offizierskorps der Division, vom Kompaniekommandanten an aufwärts, wohnten dieser feldmäßigen Uebung bei.

Wir Skipatrouilleure fuhren im Schuß den Hang hinunter und über die Talsohle und begannen dann eilig gegen die feindlichen Scheiben in loser Schützenlinie anzugehen. Ueber uns sausten die Granaten und Schrapnells, wenn wir Schnellfeuer gaben oder uns sprungauf näher an den «Feind» heranarbeiteten. Zehn Schritt neben mir lag der Ryser und plötzlich schrie er mir zu, wir wollten nach der nächsten Artillerielage schnell nach vorn seckeln und eine Granathülse holen. Bei solchen Dummheiten war ich immer dabei, und als die nächste Artilleriesalve über uns wegzischte, waren wir schon auf den Ski und fuhren auf das Ziel los. Wir waren rasch an den Scheiben, und jeder ergriff eine noch warme Granathülse, und in Schußfahrt ging es in die Schützenlinie zurück. Da kam Aspirant Althaus, der unsere Patrouille führte, herbeigesaut und warf sich schimpfend zwischen uns nieder: Wir seien verrückte Haglen, wenn das eine Geschütz nicht sein Ziel seitlich verlegt hätte, könnten wir mausetot sein, und er müsse uns auf den Rapport geben. Gleich darauf wurde Gefechtsabbruch geblasen, und als wir uns zwäg machten, um gruppenweise talwärts zu fahren, kam ein Stabstrompeter herbeigesaut mit dem Befehl, die zwei Patrouilleure, welche bis in die Scheibenlinie vorgefahren seien, müßten sofort zum Divisionär. Der Ryser und ich machten lange Gesichter und Aspirant Althaus befahl: «Los, göht jitz nume ga usfrässe!» Wir fuhren im Schuß zu Tal und steißten den jenseitigen Hoger hinauf und pflanzten uns vor den Divisionskommandanten und das gesamte hohe Offizierskorps und meldeten uns. Der Divisionär fragte uns, weshalb wir gegen Befehl so weit vorgegangen seien, und wir bekannten frank, wir hätten eine Granathülse haben wollen, und jeder wies die seine vor. Oberstdivisionär Wildbolz lächelte, dann sagte er laut, solche Dummheiten sollten wir inskünftig bleiben lassen, das sei mit dem Leben gespielt und strafbar, aber wir hätten Mut bewiesen, und deshalb wolle er uns für diesmal springen lassen!

Einige Tage später, abends kurz vor dem Zapfenstreich, gab es in Tramelan und weit herum im Bereich unserer Brigade richtigen Kriegsalarm. Die Trompeter schmetterten ihre Signale, und alles rannte in die Kantonnements, und rasch waren die Bataillone marschbereit. Die Offiziere orientierten uns, der Krieg sei da, die Franzosen seien ins Elsgau einmarschiert und stünden bereits vor Pruntrut, die Kavalleriedivision und die sechste Division seien im Kampf und wir müßten in Eilmärschen zu Hilfe. Alles mußte auf die Fourgons und Requisitionswagen verladen werden, die volle Kriegsmunition wurde verteilt, dann ging es durch hohen Schnee und ohne Halt, vorwärts bis Bellelay. Hier hielt auf seinem «Ayax» an einem Hang oben Rudolf von Erlach, umgeben von seinem Stab, und lachte den Buckel voll, ds Ganze sei ein Glöu, und er habe nur schauen wollen, wie schnell die Brigade aus den warmen Nestern dahertrabe. Alles war natürlich perplex, sogar die Regimentskommandanten hatten an die Ernsthaftigkeit des Kriegsalarms geglaubt. Aber nun kam vom Brigade-Rüedu noch ein anderer Befehl. Alle Fourgons und Requisitionswagen, Küchen und Caissons mußten vollständig entladen und

alles Ordonnanzwidrige beiseitegeschmissen und im Schnee liegengelassen werden. Da gab es viel Offiziers- und auch Unteroffiziersgepäck, Privatkofferlein ganze Berge und beim Regimentsstab dreizehn sogar ein requiriertes Klavier, das liegen blieb. Die Trainoffiziere hatten strengen Befehl und waren unerbittlich in ihrer Kontrolle. Der Brigade-Rüedu soll von seinem Roß herab ordentlich geliedet und die Leviten gelesen haben, er wolle denen Donnerwättern lehren, Klaviere mit herumzufugen! Dieser berühmte Dellelay-Alarm blieb noch lange das Gespräch nicht nur in unserer Brigade, und man nannte ihn später kurzweg den Klavier-Alarm!

«O Tannenbaum, o Tannenbaum ... !»

Eine wohlerkennbare Dienstverdrossenheit griff um sich, besonders bei den ältern, verheirateten Däteln, deren Familien daheim wirklich in Not kamen und meistens an die Armenbehörde verwiesen wurden. Das schaffte böses Blut. Damals gab es noch keine Wehrmannsausgleichskasse und keine Lohnausfallentschädigung, und mit wenigen Ausnahmen hatten nur die Lehrer und Beamten und Pösteler ihren Zivillohn neben dem Sold, und das rief natürlich bei allen andern eine begreifliche Mißgunst hervor. Als Antwort auf etwelches Murren wurde die Disziplin noch straffer gehandhabt, es wurden Strafzüge und Strafkompagnien organisiert mit zusätzlichem Schlauch, und statt Arrest gab es weite Nachtmärsche über die winterlichen Jurahöhen und am Morgen bei der Wiederkehr gleich Ausrücken mit den andern. Als dagegen den Däteln Arreststrafen fast wie eine Sinekure erschienen, verfügte Major Weber, daß inskünftig die Arrestanten auch auszurücken hätten, und zwar länger und mit strengerem Dienst als wir andern, und das führte zu einer regelrechten Meuterei mit schweren Folgen. Ein besonders schneidiger und scharfer Unteroffizier sollte die vierunddreißig Arrestanten des Bataillons auf einen zünftigen Strafmarsch mit voller Packung führen, aber sie hatten sich geschworen, nicht zu marschieren. Als der Wachtmeister Langenegger Achtung kommandierte, machten sie kehrt und liefen einfach in den Arrest zurück. Nun wurde ein Exempel statuiert, das einen heilsamen Schrecken verbreitete. Alle kamen vor das Divisionsgericht, das sie drakonisch bestrafte. Da der eigentliche Rädelsführer nicht herausgefunden werden konnte, wurde einfach der älteste der Arrestanten, ein vor dem Uebertritt zur Landwehr stehender Füsilier aus der Lorraine bei Bern, lassen wir in diesem Falle die Namen beiseite, als Anstifter bestraft und erhielt sechs Jahre Zuchthaus, die übrigen abgestuft vier bis ein Jahr, die jüngsten einige Monate Gefängnis, alle wegen Meuterei. Der am härtesten Bestrafte war von unserer Kompanie, ein Kleinmeister, der durch diese Strafe einfach ruiniert wurde. Von unserer Kompanie waren sonst noch drei dabei. Es muß gesagt werden, daß sich sowohl Hauptmann Gerber als auch Feldweibel Roseng als Zeugen vor dem Kriegsgericht für sie einsetzten, aber man wollte in Bern ein Exempel statuieren und ließ den vom Hauptmann bezeugten mildernden Umstand, daß sie sonst gute Soldaten seien, nicht gelten. Das Urteil des Kriegsgerichts wurde den Kompanien vorgelesen und daran die Mahnung geknüpft, Manneszucht und soldatische Disziplin zu bewahren.

Unsere Kompanie kam nach Saignelégier, und wir übernahmen die Grenzposten am Doubs, von Goumois bis Soubey und Epiquez. Die Stimmung war gereizter als je, und einmal wurde im

Kantonement der Vorschlag gemacht, wir sollten alle mit Sack und Gewehr zu den Franzosen hinübermarschieren und von dort aus ein Telegramm an den Bundesrat richten, wir kämen erst wieder zurück, wenn die und die Offiziere versetzt und uns eine humanere Behandlung zugesichert würde. Einige besonnene ältere Soldaten traten dagegen auf, ich erinnere mich an den rotbärtigen Gerber von der Matte, und der dumme Streich, der die ganze Kompanie vor das Kriegsgericht gebracht haben würde, unterblieb gottlob.

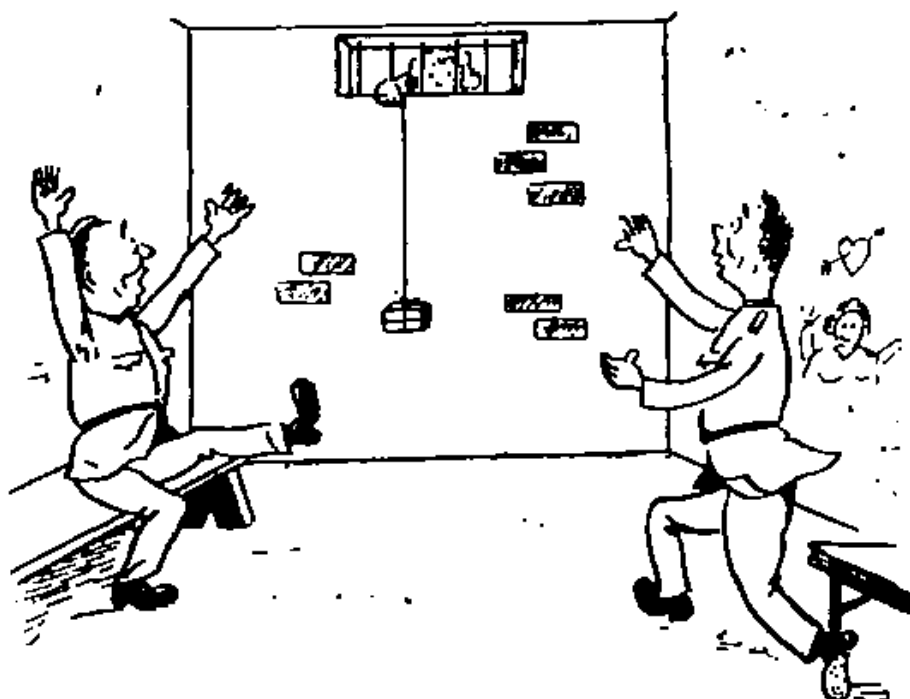
Um der historischen Wahrheit willen muß auch dieses dunkle Blatt in meine sonst lustigen Erinnerungen eingefügt werden. Uebrigens bekam ich gleich darauf selbst drei Tage Loch wegen einer Bagatelle und gänzlich unschuldigerweise.



Vor Weihnachten wurde unsere Kompanie auf den Grenzposten abgelöst und marschierte nach Tramelan zurück. Am Vorweihnachtsabend gab es eine Feier in der Kirche mit einer Ansprache von Major Weber; das ganze Bataillon marschierte auf, und vor dem Kirchenportal gab es eine «Orgele», die vordern Reihen wurden eingeeengt und drängten zurück, und ich bekam einen zünftigen Mupf und trat völlig unbeabsichtigt mit meinen genagelten Marschschuhen dem Wachtmeister Schneebei hinter mir auf seine dünnen Halbschuhe. Der erhob nun ein Mordigeschrei: «Schwärzu, dumme Cheib - schtang uf diner Scheiche!» Ich hätte natürlich das Maul halten sollen, reagierte aber impulsiv mit der etwas zu laut gemööggeten Entschuldigung: «I cha dank nüt drfür, we die Schafseckle da vor mi müpfe! I ha hinger keiner Ouge im Gring!» «So, no umemule!» schrie der Schneebei, und der Leutnant Flury vom vierten Zug kam hinzu, und ich flog auf den Rapport. Am Weihnachtsabend, beim Hauptverlesen, kommandierte der Feldweibel Roseng mit lauter Stimme: «Kompanie, Achtung steht! Füsilier Schwarz, vorträtte!» Ich rannte vor die Front und pflanzte mich vor dem Feldweibel auf und meldete mich an. Dieser erhob seine Stimme: «Dr Füsilier Schwarz het drei Tag Arräscht, will är am Wachtmeister Schneebei gmulet het! Füsilier Schwarz, zruggrätte!» Ausgerechnet der Benhärdu und

der Bähler mußten mich mit aufgepflanztem Bajonett ins Arrestlokal führen. Sie bekundeten aber gar keine Schadenfreude, im Gegenteil, ich war in ihrer Achtung gewaltig gestiegen, und sie suchten mich väterlich zu trösten: ich solle das nicht aufs Puntenöri nehmen, ein Soldat, der noch nie in der Chischte gewesen seig, seig überhaupt kein richtiger Soldat. Heutzutage seig es direkt eine Ehre, i d Chischte z' flüge, mehr weder die halbe Kompanie seig ja schon ir Chischte gsi!

So kam ich doch noch zu meinen drei Tagen Loch im 1914 und ausgerechnet auf den Weihnachtsabend. Es ging übrigens im Arrestlokal, einem Souterrainraum einer stillgelegten Uhrenfabrik, fröhlich zu. Wir waren unserer sechs, und einer hatte mit dem hübschen achtzehnjährigen Töchterlein des Fabrikabwartes ein Gschleipf, und eine zuverlässige Päcklipost war durch das Oberlicht organisiert.



All Bott war die Jeanne ober dem Gitter und ließ an Schnürchen Stümpfen, Zündhölzli, ein halbes Dutzend Bierfläschli, Jaßkarten und Schokolade hinab, denn der Hof war hintenhin aus nicht bewacht, und nur vorn beim Portal schritt ein Doppelposten auf und ab. An diesem Weihnachtsabend 1914 bauten wir beim magischen Schein einer ebenfalls eingeschmuggelten Kerze ein gewaltiges Fest und sangen und jodelten, und als wir die Wache kommen hörten, stimmten wir im Chor das Weihnachtslied an:

«0 Tannenbaum, o Tannenbaum! Wie grün sind deine Blätter!

Du blühst nicht nur zur Sommerszeit, auch we men üs i d Chischte gheit ... »

Nun polterte der Wachkommandant, ein Wachtmeister der ersten Kompanie, energisch an die Türe, wir sollten sofort d Schnurre halten, ds Singe im Arräschtlökal sig vrbotte! Wir muleten noch zurück,

das seig afange haarig, ar Wiehnachte ds Singe vo fromme Lieder z'vrbiete, aber dann schwiegen wir wohlweislich, denn das Kriegsgerichtsurteil in Bern war uns ine.

«Ein Schifflein sah ich fahren...»

Noch einmal marschierten wir nach Saignelégier, die Grenzwatch am Doubs zu übernehmen, und ich erinnere mich der winterlichen Patrouillen in der Einsamkeit dieser tiefeingeschnittenen Flußlandschaft. Ueberall hat es beidseits der Brücken kleine Weiler und hierseits und jenseits heimelige kleine Beizlein, und wo die Grenze den Flußlauf verläßt und durch Wald und über Weiden führt, hat es oft rittlings der Grenze so einen gemütlichen Schlupfwinkel, wie die kleine Beiz von Clairbref. Ihre Kegelbahn reicht hinüber in die Französische Republik, und man schiebt die Chruglen auf helvetischem Boden, und die Cheigle fallen in Frankreich. Alle diese Nebenausbeizer waren natürlich Schmuggler oder wenigstens Hehler, und es war köstlich, wenn sie vorne an der Haustüre die braven französischen Douaniers begrüßten und mit einem Schnaps traktierten, derweil hinten zur Kegelbahn hinaus einer mit langen Schritten Fäden zog.

Einst war ich auf einer Grenzpatrouille gegen La Goule mit dem Blausürigring. Er dozierte über das genügend oder ungenügend «Frässe». Er seig immer hungrig, die Portionen im Militärdienst seigen einfach für Säuglinge berechnet. Er bekomme doch von seiner Meisterin viel zugeschickt und kaufe noch viel, aber er habe einfach immer Hunger. Er könne da so über ds Ordinäri noch eine Röschi und fünf oder sechs Cervelas frässe, und nach einer Schtung seig er schon wieder furznüechter und habe einen schrecklichen Kohldampf. Gerade auf diesen verfluchten Außenpösten sei es am schlimmsten, man könne nicht «nachefasse» und kaufen auch nichts Rechtes, wo etwa Hebi heig, und schließlich seig dank d'Hauptsach im Dienst ds Frässe, und man müsse luegen, daß man nicht aus den Chleideren gheie. Und wie er dies sagte, sprang er grad zsämefüßlige ins Wasser und bückte sich und zog einen toten Hecht heraus.



Den begann er sachkundig zu enthäuten und ich fragte ihn entsetzt, ob er den grad rauh fressen wolle, so einen verreckten Fisch, pfütüfel! Ho, das seig dänk prima, erwiderte der Blausürigring, und der da sehe noch ganz frisch aus, der seig noch nicht lange tot. So spachtelte er den Hecht im Weitermarschieren, und mein Kompliment, er seig jetzt nundedie noch eine verfluchte Saumore, störte ihn gar nicht.

Ein strapaziöser Marsch brachte uns ins Sankt-Immer-Tal, zuerst nach Courtelary und einige Tage später ins größte helvetische Dorf, in die Uhrmacher-Zentrale La Chaux-de-Fonds. Bevor wir Quartier bezogen, hielt uns Hauptmann Gerber vom Roß herab, eine markige und merkige Ansprache: Chaux-de-Fonds sei ein Sozi-Kaff. Wir sollten uns zusammennehmen. Es seien kürzlich in der «Berner Tagwacht» antimilitaristische Artikel über unser Bataillon erschienen. Er wolle gewarnt haben, den oder die Schreiber werde man ausfindig machen und vors Kriegsgericht stellen. Man könne jetzt mehr als in gewöhnlichen Zeiten! Und dann habe es hier in Chaux-de-Fonds viele Huren! Wenn einer etwas auflese, komme er nicht ins Krankenzimmer, sondern in Arrest, und zwar zünftig!

Am nächsten Sonntag veranstalteten die Sozialisten eine große Friedenskundgebung mit einem Umzug und roten Fahnen. Redner waren meines Erinnerns Humbert-Droz und Graber, und aus Neugierde standen auch wir Dätel von der dritten Kompanie in der weiten Runde. Graber wies auf uns hin und rief über den Platz, es freue ihn ganz besonders, daß auch die Soldaten so zahlreich an der Friedensdemonstration teilnähmen. Wir grinsten etwas verlegen, und es war uns nicht ganz wohl bei der Sache, denn wir waren ja nur aus Gwunder und wegen der Musik herbeigelaufen. Bald verzogen wir uns und bummelten die Avenue Léopold Robert hinab, als uns aus einer Seitengasse der Fivian vor die Beine lief und grinste: seit dem Hauptverlesen laufe er wie lätz in diesem cheibe Tschuderfong herum, Sozi habe er ganze Wälm angetroffe, aber noch keine einzige Hur, und er wolle jetzt aufs Kompaniebüro ga frage, wo die denn zu finden seien.

Wieder kamen wir auf Grenzwacht hinunter an den Doubs, diesen romantischen und stundenweit einsam zwischen Felsen und tiefen Tannenwäldern dahingleitenden Grenzfluß. Bei Maison Monsieur bildet er ein stillverträumtes Seelein. Hier bezogen wir bei hohem Schnee und großer Kälte einen doppelten Unteroffiziersposten, den der Wachtmeister Schneebeli kommandierte. Es wäre ein idyllischer und gottverlassener Posten gewesen, wenn nicht so strenge Alarmbereitschaft befohlen worden wäre. Wir durften nicht aus den Schuhen und mußten mit umgegürtetem Ceinturon mit vollen Patronentaschen schlafen das Käppi griffbereit neben sich im Stroh und das Gewehr im Arm. Unser Quartier war im kleinen schweizerischen Beizlein, und über dem See drüben blinkte in der stillen Winternacht verlockend das einzige erleuchtete Fensterchen des französischen Beizleins, und die Versuchung, mit ein paar Ruderschlägen im schlanken Fischerboot hinüber zu gondeln zur schwarzäugigen jungen Wirtin und ihrem billigen französischen Wein war riesengroß, zumal die zwei einzigen französischen Zöllner Gmüetscheiben waren und gegen unsere Invasion nichts einzuwenden hatten, sondern gerne ein Glas mittranken. Wenn der Wachtmeister Schneebeli oder der Korporal Rudolf ihre Inspektion der Außenposten gemacht hatten und tief pfuseten, durfte man es wagen, aber immer nur so im Sprung und mit dem riesigen Risiko, erwischt zu werden. Was sich aber der Ryser leistete, grenzte an leichtsinnige Tollkühnheit. Wir hatten einen inneren und einen äußern

Wachtposten, einen ganz nahe im Vorgarten des Beizleins mit einer Alarmvorrichtung ins Kantonnement, einem Draht mit einer Klingel; auf diesem Posten stand ich ab Mitternacht und hatte Befehl, Zufahrtswege und Seelein zu überwachen und etwa die Verbindung mit dem äußern Posten herzustellen. Es ereignete sich nichts bis zwei Uhr, als ich vom französischen Ufer und zwar nicht vom Beizlein her ein Boot mit leisen Ruderschlägen herankommen sah. «Halt, wer da?» schrie ich und nahm das Gewehr in Anschlag. Keine Antwort und das Boot glitt näher heran. «Halt, wer da?» schrie ich wieder und drehte den Sicherungsring. «Halt, wer da?» schrie ich zum drittenmal und wollte eben abdrücken, da klang es beschwichtigend aus dem Boot: «Möögg doch nid aso, du Chaub, du wecksch ja dr Schneebei!»



Es war der Ryser, der mit ein paar flachen Ruderschlägen landete und aus dem Boot kletterte. Nun war ich aber ordentlich wütend: an einem Haar hätte es gehangen, hätte ich ihn erschossen! schimpfte ich, er sei schon noch ein Hagaff, ein verfluchter, nicht sofort zu antworten, und dann von der Wache wegzulaufen, das gebe ja Kriegsgericht, und Zuchthaus. Er sagte, ich solle doch nicht so ein Wäse machen, das wär sich jetzt drwärt, er habe nur etwas rekognosziert, und das seig dänk richtig. Dabei hatte er weiter oben sein Gewehr an einen Baum gelehnt, worüber ich ihm noch einmal die Postornig herunterlas. Er holte das Gewehr herbei und sagte, er gehe die Ablösung wecken, es habe schon zwei geschlagen. Er war kaum im Kantonnement, als ich oben im Tannenwald ein Rauschen hörte und zwei Skifahrer im Schuß den steilen Weg hinab heransausen sah. «Halt, wer da?» schrie ich wieder, und nun kam sofort die Antwort: «Hauptmann Gerber, dreiachtundzwanzig.» Ich erkannte den Hauptmann sofort an der Stimme, trotzdem verlangte ich gemäß Schildwachtbefehl die Parole, die er gab. Dann war er schon in einem Stemmbogen vor mir, gefolgt von einem Sanitätswachtmeister-Aspiranten.

Nun mußte ich den Posten alarmieren, sie kamen aus dem Kantonnement gerannt, der Wachtmeister Schneebei meldete, und da mußten alle ihre Tornister herbeiholen und mitten in der Nacht Auslegeordnung machen. Wäre der Hauptmann fünf Minuten früher gekommen und hätte den Ryser in seinem Weidlig erwischt, es würde ein Riesendonnerwetter abgesetzt haben. So entlud es

sich auf dem nächsten Grenzposten, wo einige Füsiliere bei den Franzosen drüben erwischt wurden. Hauptmann Gerber ließ sie sofort unter Bewachung nach Chaux-de-Fonds führen, und es war ein Wunder, daß sie mit je zwanzig Tagen Arrest davonkamen.

«Zur Winterszeit, zur Winterszeit, bei Eis und bei Schnee ...»

Im Februar 1915 kamen wir nach dem helvetischen Sibirien, der Stab nach Verrières, wir auf die einsamen Grenzposten des Tales von La Brévine und vom Mont Verrières bis Auberson. Es wurde so grimmig kalt, daß die Wachtposten alle Stunden abgelöst werden mußten. Wir bewunderten die Zöllner, die vier Stunden hintereinander Posten standen, wobei ringsum alles wie ausgestorben schien. Dem Ryser und mir kamen die Ski zustatten, und wir hatten mehr Verbindungspatrouillen und Kommissionen zu machen, als Wache zu schieben. So wurden wir auch von Wachtmeister Schneebeli an die Stabsküche in Verrières geschickt, als zwei Mann angefordert wurden, um bei der Verpflegung eines deutschen Schwerverwundetenzuges mitzuhelfen. Für uns waren solche Abkommandierungen immer ein Fest, und wir dachten kaum an den traurigen Anlaß, der uns diese Sondertour verschaffte. Wir kamen eben recht, in der Küche riesige Kessel anzuheizen, um Suppe und Tee überzutun. Der Küchenchef, Korporal Santschi, seines Zeichens ein Käser, und Füsilier Dreyer, sein Gehilfe, von Beruf Metzger, kommandierten unserer acht Küchenordonnanzen herum nach Noten. Wir mußten Brot schneiden und belegte Käseschnitten machen, dann Geschirr spülen. In den Tee wurden große Korbflaschen Rum geschüttet, und wenn der Santschi nicht gerade aufpaßte, nahmen wir rasch eine halbe Gamelle von diesem köstlich duftenden Tee. Der Ryser meinte, das seig überhaupt verrückt, den Verwundeten so starken Rumtee zu geben, das seig doch nüt für Fieberkranke. Kurz nach Mitternacht brauste der Zug heran, aber er hielt nicht, sondern fuhr gleich durch, und wir sahen das rote Schlußlicht talab verschwinden. Dann erst nach geraumer Zeit, kam der telephonische Bericht, der Zug werde in Neuenburg verpflegt, wir sollten alles wieder zusammenpacken. Korporal Santschi war ordentlich wütend und befahl dem Dreyer, alles wieder zu versorgen, er gehe jetzt pfusen. Wir aber frohlockten und machten uns daran, ein Festmahl im Wartsaal zu bauen. Der Dreyer wetterte und wollte es uns verbieten, lieber leere er alle Kessi voll Tee aus. Wir muleten ihm, er seig ein verbeuschtiger Hagel, und wenn er nid d Schnurre halte, so gheiten wir ihn gringvoran ins Teekessi. Er gab noch zurück, er werde uns dann am Morgen d Hühner iitue und uns auf den Rapport geben, er seig dank hier Kuchichef, wenn der Santschi nicht da seig. Wir lachten ihn aus und sagten ihm, er solle uns chrüzwiis i ds Füdle blasen. Nun aßen und tranken wir nach Herzenslust, und es wurde immer lustiger, je mehr Rum mit Tee wir genehmigten, bis plötzlich der Wachtkommandant die Türe aufriß und mit zwei Schildwachen dastand und fragte, ob wir verrückt seigen, so einen Saulärm zu, machen, wir sollten hantli zusammenpacken, sonst werde er uns dann Fürabe machen, aber nid sufer. Der Dreyer hat dann richtig am Morgen Rapport gemacht, aber in solchen Sachen war der Feldweibel Roseng ein vernünftiger Mann und sagte, man lasse diese Sache jetzt sein, schließlich habe uns dank ein Znüni gehört, man habe jetzt sowieso Tee und Brötchen ffüg. Anfang März kam die Ablösung nach acht Monaten Grenzdienst. Wir marschierten zurück nach Biel

und von da in einem Vormittag bis zur neuen Halenbrücke am Bremgartenwald. Hier gab's Mittagsverpflegung und dann Einmarsch in Bern. Die siebente und die achte Brigade und viele Spezialtruppen defilierten, von der Spitalgasse herkommend, beim Chefiturm vor dem General und dem Generalstabschef und dem gesamten Bundesrat, und wir klopfen auf dem Berner Pflaster für lange Zeit unsern letzten Taktschritt. Unserer Brigade voran ritt auf seinem «Ajax» der Brigade-Rüedu, und der Jubel der Berner und der Bernerinnen war groß.

Hügliordo

Gerade drei Tage war ich zu Hause, da erhielt ich ein Aufgebot, zum Divisionsgericht 3 als Rechnungsführer einzurücken. Das Kriegsgericht der dritten Division hatte seine Residenz von der Kaserne ins Berner Amthaus, verlegt und hielt seine Sitzungen im hohen, düstern Assisensaal ab, der uns zugleich als Kanzlei diente. Großrichter war Oberst Türler, der Bundesarchivar, Professor und bekannte Historiker. Für uns Dätel vom Stab war er eine ehrwürdige Erscheinung. Wenn er in seinem Büro saß und nachdenklich seinen grauen Spitzbart strich, schien es ihm wohl Mühe zu machen, sich auf das vor ihm liegende Aktenfaszikel zu konzentrieren, und seine Gedanken mochten dabei zu seinen römischen Ausgrabungen und vorgeschichtlichen Forschungen abschweifen. Für uns war er nur der «Papa Türler». Die Richter waren ältere, gesetzte Männer, drei Offiziere und drei Unteroffiziere. Auditor war mein Schwager, Hauptmann Häberli, der nachmalige Oberst und Großrichter, Untersuchungsrichter die Hauptleute von Tschärner und Aufranc, Gerichtsschreiber die Leutnants Henzi und Salzmann. Dazu eine größere Zahl von Ersatzrichtern, außerordentlichen Auditoren, Untersuchungsrichtern und Gerichtsschreibern, denn das Divisionsgericht 3 hatte immer Hochbetrieb.

Der kleine Stab des Gerichts, das waren wir zugeteilte Dätel. Kanzleichef und Rechnungsführer war ich damals knapp neunzehneinhalbjähriger Schnufer, dann Kanzlisten die Füsiliere Buser, Blaser und Bindschedler, zugenannt Busente, Blasmer und Bindsch, die zwei ersten glatte Siechen, zu allen Streichen aufgelegt, der Bindsch ein zu uns verschlagener Zürihegel von der fünften Division, aber ein ausnahmsweise gar braves und stilles und von uns viel drangsaliertes Herrenbuebli. Telephonordonnanz war der Füsilier Vögeli, seines Zeichens Coiffeur, weshalb wir ihn nur «Figaro» nannten, er wollte immer alles besser wissen, wofür wir ihn auch zünftig auf den Hut nahmen. Dann hatten wir zugeteilt zwei Chauffeure mit einem alten, soliden, offenen Martiniwagen, als Wagenführer den Artilleriewachtmeister Kupferschmid, Karosseriemalermeister von der vordern Länggasse, als Beimann und Hilfschauffeur den Füsilier von Siebenthal, von uns «Siebel» genannt, ein abgeschlagenes Luder und ewiger Spaßvogel von der Gebirgsbrigade. Die interessanteste Figur unserer Divisionsgerichtskanzlei aber stellte der Militärfreiwillige und Nichtsoldat Hügli als Meldeordonnanz und Ausläufer dar. Er hatte eine Hasenscharte, eine gespaltene Nase und einen Sprachfehler und war etwas schwerfällig. Er brachte es einfach nicht fertig, sich richtig anzumelden mit «Ordonnanz Hügli», das Wort «Ordonnanz» war für seinen Zungenschlag viel zu lang, weshalb er sich abgekürzt meldete: «Hügliordo». Mit Hügliordo unterschrieb er sich auch und unterfertigte damit

Quittungen für Akten und Belege, die er austragen mußte, und Hügliordo wurde er in der Folge auch von uns kurzweg genannt, und allmählich bürgerte sich das sogar bei den Offizieren ein. Als dann der Krieg zu Ende war, nahm der damalige Hauptmann. und heutige Oberst und alt Stadtschreiber Markwalder den Hügliordo mit sich auf sein Amt und ließ ihn zum Stadtweibel von Bern wählen, und so haben wir ihn noch dreißig Jahre lang bei allen Feierlichkeiten in seinem schwarz-roten Mantel mit dem Dreispitz würdevoll einherschreiten sehen.

Die Schlacht von Assisi

Damals kamen viele brave Bürger vor die Militärgerichte, die sich das niemals in ihrem Leben hätten träumen lassen. Eine wahre Tragödie war es um die kleinen Müllermeister auf dem Lande, besonders um die sogenannten Kundenmüller. Mit ihren alten Mahleinrichtungen konnten sie einfach beim besten Willen das Brotgetreide nicht so fein ausmahlen, wie es kriegsnotwendige Vorschrift war. Zu Hunderten kamen sie vor Gericht und wurden strenge bestraft, meistens mit fast unerschwinglich hohen Geldbußen. Das Divisionsgericht 3 und das Territorialgericht 3 spezialisierten sich auf diese «Mehlhändel», und aus der ganzen Schweiz kamen die Müller vor unsere Schranken im Berner Assisensaal, und einmal mehr wurde dadurch die Abneigung gegen das amtliche Bern angeblasen und auch die Popularität der Armee keineswegs gefördert. Im Zweiten Weltkrieg hat man solche kriegswirtschaftliche Vergehen nicht mehr der Militärjustiz überwiesen, und das war gut so. Ich erinnere mich noch, wie mein Schwager im Familienkreis sich oft beklagte, als Ankläger für die armen Müller so strenge Sanktionen fordern zu müssen.

Uns jungen Däteln mit unserer burschenhaften Unbekümmertheit gingen die Müllerschicksale und Nöte nicht sehr zu Herzen, und die weißen Mustersäckli mit Mehl, die jeweilen als Corpus delicti dienen mußten und sich im Assisensaal zu ansehnlichen Beigen türmten, wurden für uns oft Wurfgeschossen, wenn wir Allotria trieben. Hie und da zerplatzte so ein zweipfündiges Mehlsäckli als Volltreffer an einem Gring, und dann gab es eine weiße Staubwolke, und wir mußten Pulte und Stühle und Bänke eifrig abstauben.



Besonders dem Hügliordo wurde abglußet, und wenn der Blaser ihn an seinem Schritt erkannte, wie er durch den dunklen Amthausgang auf die Türe zukam, dann hatte er beim Oeffnen sicher so ein Mehlsäckli zmitts im Zifferblatt und begann eine Schimpferei zu staglen, daß wir uns krumm lachen mußten. Nur einmal ging es dem Blaser mit seinem Volltreffer verflucht lätz, weil statt des anvisierten Hügliordo der Heerespolizeiwachmeister Aegerter hereinkam und das Mehlsäckli ihm direkt auf dem Bauch zerplatzte. Er schlug nun gewaltig Krach, und wir hatten große Mühe, ihn von einem Rapport abzuhalten. Hätte er sich beschwert, so wäre wohl die Schlacht von Assisi nie geschlagen worden.

Die Schlacht von Assisi war die größte Mehlsäcklischlacht der Weltgeschichte, und wir nannten sie so, weil sie eben im Assisensaal abgehalten wurde. Wieder einmal erhielt der Hügliordo, der stets in unbegreiflicher Vertrauensseligkeit die Flügeltüre aufstieß, einen zünftigen Volltreffer an die Nase, und es traf auch noch den hinter ihm herkommenden Siebel. Nun gingen die beiden zum Gegenangriff über, denn Mehlsäckli als Munitionsvorrat hatte es genug. Es begann ein Riesenbombardement, man verschanzte sich hinter den Pulten, den hohen Richtersesseln, den Schreibmaschinentischli, und die Mehlsäckli zerplatzten zu Dutzenden, und der Schlachtenstaub erfüllte den ganzen Assisensaal. Als die grausige Schlacht ihren Höhepunkt erreichte, ging plötzlich die Türe auf und herein schritt mit Würde und strengem Blick das ganze Divisionsgericht, das wir noch bei einem Augenschein im Seeland währnten. Oberst Türler blieb nach einigen Schritten stehen, und der Siebel hatte die Geistesgegenwart, zu mööggen: «Haut! Ufhöre! Achtung stett! Herr Oberscht, melde Divisionsgerichtskanzlei!» Oberst Türler strich sich bedächtig seinen Spitzbart und sagte ruhig: «A schöni Zuversicht! Tüet das sofort wieder i d Ornig!» Damit schritt, er, gefolgt vom ganzen Divisionsgericht, der Türe zu, und nur der Hauptmann von Tscharnner warf uns noch einen mißbilligenden Blick entgegen, derweil der dicke Oberstleutnant Aerni, der damalige Gerichtspräsident von Belp, über das ganze Gesicht schmunzelte.

Nun ging es an ein Zusammenwischen und Abstauben, und die gegenseitigen Vorwürfe wollten nicht enden. Wir weissagten uns selbst ein riesiges Donnerwetter und Arreststrafen am Laufmeter. Ausgerechnet der Blaser, der den ganzen Türk angelassen, hatte, erfrechte sich, uns zu sagen, wir seigen verruckti Cheiben, so viel Mehlsäckli zu schießen, so eines oder zwei das mache der Chatz keinen Buckel, aber grad so, ds dutzendwiis, das seig ja eine verfluchte Hornochserei. Der Hügliordo stagelte voll Entrüstung: «Du - du - du muesch jitz no so du – du - dumm schnu – schnuure, du - du - Aff!», und der Siebel nahm ein eben zusammen geflicktes Mehlsäckli und drohte, wenn är nid si saublödi Lafere halti, so schieß är ihm das grad no einisch zmitts i d Schnurre und wenn das ganze Chriegsgricht drzue komme. Ich hatte Mühe, sie zu beschwichtigen und sie zu eifrigem Putzen und Abstauben anzuhalten, als der Leutnant Henzi den Kopf hereinstreckte und rief: «Füsilier Schwarz, zum Herr Großrichter! »

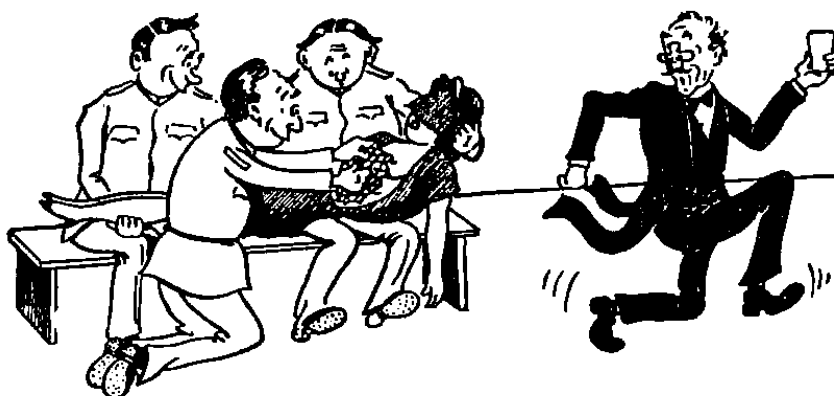
Rasch zog ich die mehlbestäubte Bluse aus und den Waffenrock an, bürstete mir das Haar und meldete mich bei Oberst Türler. Er saß an seinem Pult und schien etwas ganz anderes zu sinnieren und die Mehlschlacht vergessen zu haben. Etwas unwillig, gestört zu werden, fragte er so obenhin: «Ja, was isch?» Ich meldete, der Assisensaal sei wieder geputzt und in Ordnung. Da lächelte der Herr Oberst, strich sich bedächtig seinen Bart und entschied, er wolle für diesmal der dummen Sache keine Folge geben, aber in Zukunft sollten wir solche Streiche unterlassen, wir seien ja keine Schulbuben

mehr. «Zu Befähl, Herr Oberscht!» möögete ich erleichtert und meldete mich ab und stürmte in den Assisensaal zurück. Ich konnte es nicht verkneifen, meinen Mitkämpfern noch ein wenig Dampf aufzusetzen, und als sie mich umringten und wissen wollten, was der Papa gesagt habe, eröffnete ich ihnen mit zerknirschter Miene: «Zwänzg Tag Loch auzäme, jitz heit dr dr Dräck, dir dumme Cheibe!» Sie machten länge Gringe, und der Bindschedler bemerkte schüchtern, das sei doch nicht recht, er habe gar nicht mitgemacht und kein einziges Mehlsäckli angerührt und könne nüt drfür. Diese wahrheitsgemäße Feststellung wurde mit Hohngelächter quittiert, und der Siebel schrie, wowou, das seig rächt, daß so Schißeibe, die nicht mitmachen und immer die Braven sein wollten, auch einen Schuh voll herausnähnten, mitfange, mitghange! Als sie genug lamentiert hatten, lachte ich sie aus und sagte, es seig nüt mit der Chischte, für das mal lasse uns der Papa noch laufen, ds nächscht Mal kämen wir dann grad uf ds große Moos übere. Der freudige Bescheid wurde mit Jubel begrüßt, und wir zogen gleich in corpore ins Restaurant Amthaus vis-à-vis, um den glücklichen Ausgang der Schlacht von Assisi zu begießen, und nur der Bindschedler suggete ein neutrales Glürlwasser.

Die lustige Witwe

Wir hatten beim Divisionsgericht 3 nicht nur Mehlhändel. Es gab da neben militärischen Delikten aller Art auch große Spionageaffären, in die Ausländer verwickelt waren, es gab Fälle von Verrat militärischer Geheimnisse - aber keine eigentlichen Landesverratsaffären wie im Zweiten Weltkrieg -, und es gab kriminelle Fälle zu Dutzenden. Diebstahl, Unterschlagung, sogar Morde und Mordversuche. So hatte ein Radfahrerkorporal ein Erbtanteli zwischen Thun und Bern in die Aare gemüpf, aber das Tanteli konnte wider Erwarten schwimmen wie eine Katze und möögete natürlich aus dem Wasser mordio. Jedesmal, wenn es dem Ufer zu strampelte, gab ihm der Süchel wieder einen Mupf in die Strömung hinaus, bis zwei Bauern die in der Nähe auf dem Felde arbeiteten, herbeigelaufen kamen und der Korporal Fäden ziehen mußte. Die Bauern zogen das arme Erbtanteli aus dem Wasser, und natürlich wurde der Uebeltäter noch gleichen Tages erwischt und eingekapselt. Vor Gericht erschien das Erbtanteli nicht, denn es war von der kalten Aare her noch krank, dagegen rückte das zwanzigjährige Fraueli des Delinquenten auf, und zwar dem Ernst der Situation angepaßt. Sie war tiefschwarz und sehr elegant gekleidet und trug ein kokettes schwarzes Hütchen mit einem hauchdünnen Halbschleier, ganz so, wie wir uns eine lustige Witwe vorstellen. Sie war sehr hübsch, blond, und das Schwarz stand ihr gut. Sie seufzte etwa hörbar während der Verhandlungen und warf kokett den Schleier zurück, und als der Auditor seine scharfe Anklagerede hielt und acht Jahre Zuchthaus beantragte, simulierte sie eine Ohnmacht. Der Siebel, der Figaro und ich sprangen hinzu und trugen sie hinaus auf den Gang und ins Büro des Kammerschreibers Moser, den wir nur «ds Mösi» nannten. Ds Mösi, ein kleines, zwirbliches Männchen mit einem Füdlechlopfergehrock, interessierte sich mächtig für die ohnmächtige Blondine und sagte, man müsse ihr afange vorne uftue und Luft machen. Wir erwiderten, das bsorgten wir schon, er solle uns lieber ein Glas Wasser holen. Wir setzten uns auf die Stühle an der Wand und betteten die Patientin auf unsere Knie und legten obenaus das prächtige jungfrauliche Hügelgelände frei und seuferten fast vor Entzücken und als der

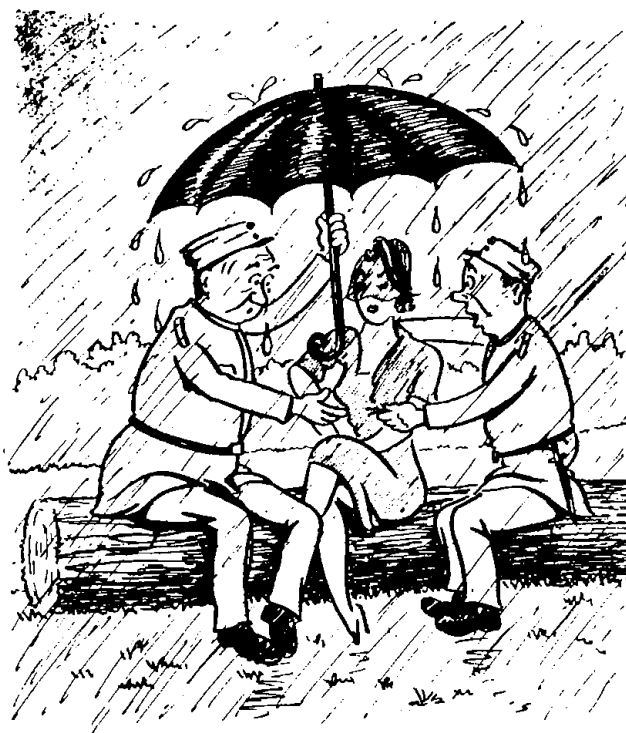
Kammerschreiber mit dem Glas Wasser anpurrete, tünkelten der Siebel und ich unsere Nasenlumpen ein und begannen die Vorgebirge aller guten Hoffnung zu bearbeiten mit unsern Wiederbelebungsversuchen. Der Figaro, der nur ihre schlanken Beine verwalten durfte, wälzte die Augen heraus vor Neid und schimpfte, wir seigen grobe Esle, man dürfe doch niemals nidsi massiere, das gebe ja Hängebüppi, immer obsi seig ds Richtig.



Der Siebel mulete, är söll d Schnurre halte, obsi oder nidsi, das sig dänk schiießeglich, d Houptsach sig d Blutzirkulation, die müeß wieder i Gang cho. Wieder schickten wir den Kammerschreiber, Wasser zu holen, und als er mit dem Glas voll anschwirrte, gab der Siebel der Patientin grad einen tollen Gutsch Richtung Buchnabel, und sie schlug die Augen auf und fragte: «Wo bin i o?» «He dänk hie», antwortete geistreich der Figaro, und sie schloß die Augen wieder mit einem Seufzer. «Hydrant zwo, meh Wasser», mööggete der Siebel und hielt das leere Glas hin, und der Kammerschreiber war von dem aufregenden Vorfall so vertotschet, daß er tatsächlich noch einmal abfrackte. Als wir sie mit unsern nassen Schnuderlumpen endlich wieder ins Greis brachten, seufzte sie die Frage, wie es mit ihrem Mann ausgefallen sei? «Ho guet», beschwichtigte Siebel, «nume feuf Jahr Zuchthuus!» Da fiel sie grad wieder in Ohnmacht, aber diesmal tribelten wir sie mit unsern Lumpen so, daß sie sich aufsetzte und klagte, sie sei ja ganz naß bis ungerus. Der Siebel tröstete, das seig nume Wasser, sie soll sich dessen nicht achten, d Houptsach seig, daß sie wieder zwäg sig. Sie begann sich nun mit Hilfe eines kleinen Spiegelchens, das ihr der Figaro hinhielt, kokett herzurichten und zu restaurieren. Dann nahm sie auf dem Gang tränenreichen Abschied von ihrem Mann und winkte ihm nach, als ihn zwei Polizisten in den Zellenbau hinüberführten. Sie schnupfte, fünf Jahre, das sei ja eine Ewigkeit, aber der Siebel redete ihr das aus. So fünf Jährli seigen ume im Schwick, sie werde sehen, jetzt seig es grad feuf Jahr, daß er aus der Lehre gekommen sei, und der Lehrmeister habe ihm am letzten Tag noch einen zünftigen Chlapf zum Gring gäh, und es dünke ihn, das seig grad geschter gsi und er gschpüre den Chlapf hüt no. Als die lustige Witwe allmählich ihre Trauer abbaute und ihr Schnupfen einstellte, machten wir ihr den Vorschlag, zusammen zu einem guten Nachtessen zu gehen, und dann könnten wir noch ins Variététheater, und sie war von unserm Anerbieten entzückt und sofort einverstanden. Wir gingen zu dreien mit ihr ins «Della Casa», der Siebel, der Figaro und ich, und bewirteten sie dort weit über unsere Füsilierverhältnisse, und dann ging's ins Variété am

Hirschengraben und hierauf noch zum Tanz ins Corso. Zwischenhinein führten wir geistreiche Gespräche über Gerichtsurteile und die freie Liebe und der Siebel gab abschließend das Urteil, in hundert Jahren seig alles Hans was Heiri.

Wir labten uns am Neid der übrigen Männlichkeit, als hundsgewöhnliche Füssel so eine hübsche und ausgelassene Witwe ganz allein für uns zu haben, denn sie wies alle andern Engagements zum Tanze ab. So zwischenhinein simulierte sie wieder einen Stoßseufzer, das seig doch verrückt, so fünf Jahre allein bleiben zu müssen, das sei einfach nicht recht, da sei sie, ja, wenn mans genau nehme, grad mit verurteilt. Der Siebel tröstete, das seig dumms cheibe Züg, so etwas chöme gar nid in d Kränz. Das komme in den besten Familien vor, daß der Großvater der älteste sig. Sie seig doch unschuldig wie ein Wiehnachtschindli, und wenn man ihren Mann wegen so einem Blödsinn hingeregheie, so göng sie das dank einen Dreck an. Und dann dozierte er über eheliche Treue in solchen Fällen: wenn nume zum Biispiel einer bei seiner Frau pfuuse und dabei an eine andere denke, dann seig das Ehebruch im höchsthen Grad, dagegen wenn einer bei einer andern pfuuse und dabei an seine Frau denke, so seig dank das in Ornig, denn auf das Geischtige allein komme es an, das habe ihnen schon in der Kinderlehre der Pfarrer gesagt. Die lustige Witwe meinte, das leuchte ihr ein, je mehr sie darüber nachsinne. Jedenfalls sie denke sowieso alle die fünf Jahre immer an ihren Moritzli, es möge passieren, was wöll.



Um zwölf Uhr und einer Toleranzviertelstunde war im Vierzehner Krieg im Corso Wirtschaftsschluß, und so nahmen wir den weiten Weg unter die Füße gegen Ostermundigen hinaus, wo die lustige Witwe wohnte. Es regnete wie mit Kübeln, und der Siebel und ich hatten sie armunterschoben in der Mitte, und von ihrem Regenschirm brünzelte es uns akkurat in den Aecken, hinter uns trottelte als Alleingänger der Figaro und schimpfte, wir könnten etwa abwechseln und auch hingenacheseckle,

welches Begehren der Siebel hochnäsigg abwies. Aber bei der Papiermühleallee stellte sich für uns drei plötzlich eine völkerrechtliche Frage von entscheidender Bedeutung. Die lustige Witwe erklärte, mehr als einer dürfe nicht mit ihr nach Hause. Wir seigen ihr alle gleich lieb, aber wir sollten das untereinander abmachen. Keiner wollte natürlich in diesem vorgerückten Stadium und nach so vielen Investitionen zurückstehen und so wurde endlich nach langem Gekähr beschlossen, um das Glück bei der lustigen Witwe Chnebeli zu ziehen, immer zwei miteinander. Wir hockten uns auf einen Baumstamm beim Pulverweg, schön in der Mitte sie und unter dem Dachtrauf ihres Regenschirmes wir drei Anwärter auf das jus primae noctis. Zuerst zog der Siebel mit dem Figaro und zog den Kürzeren. Er wurde darüber so fuchsteufelswild, daß er gleich aufstand und unter Schimpfen, das seig ein cheibe Bschiis, sich gegen die Stadt zu auf die Socken machte. Nun zog der Figaro mit mir und putzte abermals, und ich mußte auch zusammenpacken. Die lustige Witwe gab mir ein Abschiedsmüntschi und rief mir nach: «Gäll, Hanseli, bisch nid trurig, morn am Abe göh mir de zäme!» «Oh, blas mer doch», täubelte ich und nahm die Länge füre, um den Siebel einzuholen, der nun sofort wieder zu schimpfen anfang, der cheibe Figaro habe bschisse und mehr als zwei Hölzli gehabt, dä Donner gwinne ja auch immer beim Jassen und seig doch schtärnecheib nicht der Hellst auf der Platte, das seig einfach ein Bschiishung, sonst hätte er dänk nicht zweimal hintereinander das längere Hölzli zoge, aber dem wolle er dann z'mondrisch ds Gurli fiegge! Und sie seig auch ein donners Täsch! Das seig doch kei Manier, am gleichen Tag, wo der Mann ins Zuchthaus müsse, bis am Morge umezgheie und dann noch einen mit heimzunehmen zum Pfuuse, so eine seig doch ein Luder, ein abgeschlagenes, aber er habe der es gleich angesehen, was das für ne Tasche sig. Das empörte mich nun und ich erwiderte, är seig jetzt schon noch ein glungner Siech. Wenn är ds länger Hölzli gezogen hätte und mit ihr heim hätte können, würde är emel nicht nein gesagt haben und alles wäre in Ordnung gewesen. Vorher habe er grad ds Gunträri behauptet und sie förmlich überschnurret mit seiner Theorie über die freie Liebe, und jetzt, wo ihm der Schutz hingeruse seig, wolle er den Moralprediger machen. So stritten wir miteinander, aber bei der Roten Brücke waren wir soweit wieder einer Meinung, am andern Tage dem verfluchten Figaro alle Schande zu sagen und, wenn er öppe eine Dumme habe, ihm grad d' Schnörre zvrüschlah.

Die Hochzeit des Figaro

Am Morgen verflóg unser Zorn und unsere Eifersucht, als wir den Figaro ganz duce und ohne Siegermiene anrücken sahen, und sein Bericht über die uns abgeknebelte Brautnacht wandelte unsere Streitsucht in helle Schadenfreude und zuletzt fast in Teilnahme. Als der Siebel ihn helkte, ob är gut pfuuset heig und wie manches Chnebeli er mit der lustigen Witwe gezogen habe, chropfete er ganz betrübt seinen Bericht aus. Ihm seig es schon noch saublöd gegangen und wir sollten froh sein, daß wir die chürzeren Chnebeli gezogen hätten. Er seig mit ihr bis vor ds Hus, und das sei ganz auf der andern Seite von Ostermundigen, und er habe sich gefreut, ändlich an Schärme zu kommen bei dem Sauwetter. Vor dem Hause habe ihm die lustige Witwe geküschelet, är solle in den Garten düßele hinger ds Hus und dann zum Fenster hereinkommen, er sehe dann schon, wo es Licht gebe

hinter den Vorhängen. So habe er es gemacht und natürlich den Himmel voll Baßgeigen gesehen und seig glade gsi wie eine alte Räuberpistole. Aber grad wie es Licht gegeben habe bei einem Fenster hingeruse, höre er neben sich im Gartenhüsli ein Geräusch, und wie er erschrocken herumgefahren sei, seig einer aus dem Gartenhüsli auf ihn zugekommen wie ein Goliath und habe ihn mit seinen riesigen Pratzen grad am Ceinturon genommen und ihn ufglüpft und grediuse gha wie einen Hurlibueb. Was er da wolle bei Nacht und Nebel? habe der Goliath geknurr und ihn dann abgesetzt und geschüttelt, daß er nicht mehr gewußt habe, ob er den Buchnabu hingerfer oder vorfer heig bis das Fenster aufgegangen und die lustige Witwe schon im Nachthemmli im Rahmen erschienen sei und beschwichtigt habe: är sölle doch ufhöre, das seig ja einer der netten Herren vom Kriegsgericht und habe sie nach Hause begleitet, und es seig gar nichts Böses dabei, «bis doch vernünftig, Miggu!» Der Miggu habe dann geknurr, he nu so deh, aber jetzt solle der da hantli abfahren, er habe da nüt zu suchen, sonst räble es! Und damit habe ihm dieser usöde Saucheib noch einen Mupf gegeben, daß er grad füdlige in einem Komposthaufen gelandet seig, und der Miggu sei ganz ungeniert zum Fenster hineingeknorzet und habe dann die Felläden zugemacht. Was habe er angers wollen, als bei dem Sauwetter platschnaß heimzulaufen. Eine Wut habe er im Ranzen gehabt, nid zum säge. Siner Läbtig haue er es nie mehr mit so einer Moore. Wir lachten natürlich den Buckel voll, waren aber dabei doch empört und sagten dem Figaro, er sei jetzt nadisch doch ein verfluchter Schiishung, sich in der Uniform so wie ein Wegglibueb drangsalisieren zu lassen, dem Hurenaff hatten wir grad ds Bajonnet in den Ranzen gestoßen, und wenn er dreimal größer gewesen wäre.

Der Schuß von der Kanzel

An diesem Tage nach der dreimal abverheiten Brautnacht hatten wir wieder einen Mordversuch abzuurteilen, und als corpus delicti lag am Abend auf der Empore des Richterkollegiums die Mordwaffe, ein Trommelrevolver, aus dem ein Schuß abgefeuert war, die übrigen fünf Patronen steckten noch in den Kammern. Diese alten Unteroffiziersrevolver machten bei der Schußabgabe einen riesigen Krach, und aus lauter Kalberei und Uebermut nahm ich den Revolver in die Hand und rief, ob noch einer etwas zu reklamieren habe, der werde grad erschossen. Gottlob hatte man uns schon im Vorunterricht und in der Rekrutenschule immer wieder eingeschärft, gar nie, auch nicht mit einer entladenen Schußwaffe, auf einen Menschen zu zielen. So schlug ich von der Empore knapp über die Köpfe der erschrockenen Kanzleimannschaft an, denn ich dachte einfach im Moment nicht daran, daß beim Abdrücken die leere Kammer sich wegdrehe und eine volle vor den Lauf komme. Der Schuß krachte in dem Assisensaal mit seiner guten Akustik wie ein kleines Gebirgsgeschütz, und der Bindschedler fiel vor Chlupf grad vom Schreibmaschinenstühli, und alle andern, waren käsebleich, und der Hügliordo stagelte: «Vür - - vür - - vürruckte Cheib, hör - hör uf!» Der Gerichtsschreiber-Leutnant Salzmann steckte vom Nebenzimmer den Kopf herein und fragte, wer zum Donnerwätter da geschossen habe, und nur der Siebel hatte gottlob die Geistesgegenwart und die Unverfrorenheit zu lügen, wir seigen am Abstauben, und da sei der Revolver vom heutigen Verhandlungstag nicht gesichert gewesen und ein Schuß ab, aber er seig numme i d' Wand, und es heig niemere preicht. So

hatte mein jugendlicher Uebermut keine schlimmen Folgen, und ich glaube, daß der Schuß noch heute in der Rückwand des Berner Assisensaales steckt.

Am folgenden Tag hatten wir einen verfluchten Aerger. Der Leutnant Salzmann trat am Morgen in die Kanzlei und hatte einen kleinen Korporal bei sich, den er uns vorstellte, er sei dem Gerichtsstab zugeteilt und als Unteroffizier sei er nun Kanzleichef und der Füsilier Schwarz sein Stellvertreter. Natürlich war uns das verdammt zuwider, einen Korpis in unsere Korona aufzunehmen. Dazu war Korporal Trachsel ein Wiener Schweizer und konnte kein Wort Schwiizerdütsch, gschwüige denn Bärndütsch. Er war übrigens ein flotter und schneidiger Kerl und später wurden wir beste Kameraden. Aber vorläufig betrachteten wir ihn mit seiner Wiener Revolverschnörre mit großer Abneigung und beschlossen, ihn gleich zünftig einzuweißen. Wir sagten ihm, jeder, der neu zum Stab komme, müsse die Weinprobe bestehen. Er müsse einen Feufliber von der Stirne exakt in einen Trichter fallen lassen, und wenn er daneben preiche, koste das jedesmal eine Flasche. Der Siebel und der Blaser machten das dem Korporal vor: Der Blaser mußte den Kopf ganz hintenüber neigen, daß die Stirne waagrecht war, und erhielt einen Benzintrichter vorn in die Hosen gesteckt. Dann legte ihm der Siebel einen Fünfliber auf die Stirne und begann, langsam auf zehn zu zählen. Nun mußte der Blaser den Kopf langsam vorneigen, so daß der Fünfliber genau in den Trichter fiel. Der Korporal Trachsel fand, das sei ja kinderleicht, und stellte sich hin und senkte sein Haupt rückwärts, und der Blaser legte ihm den Fünfliber darauf, derweil der Siebel den Benzintrichter in den Hosengurt schob. Und während nun der Blaser auf zehn zählte, holte der Siebel unter einem Pult eine Spritzkanne voll Wasser hervor und begann damit in den Trichter zu gießen.



Natürlich machte der Korporal, als es ihm da so dünn durch die Hosen herabkam, einen Satz, und riß den Trichter heraus: «Ihr verdammten Deppen, ihr gscherten! Was erlaubt's ihr euch mit miar, ihr Ochsen, ihr dalketen!» Wir mußten so lachen, daß der Korporal vor Wut dem Bindschedler, der gar nichts mitgeholfen hatte, grad einen Chlapf gab, was unser Gelächter zu einem Huronengebrüll des Entzückens steigerte. Der Korporal mööggete, er werde uns auf den Rapport geben, aber wir sagten, är solle nicht ds Chalb machen, das könnte lätz herauskommen, denn er habe dem Bindschedler mirnüdirdnüt einen Chlapf zum Gring gäh und wir seien hier noch in der Schweiz und nicht in dem

blöden Flöstriich, bei uns werde nicht gekläpft, und schließlich seig das dank ein alter lustiger Brauch, und jeder, der beim Divisionsgericht Dienst tun wolle, müsse sich dem unterziehen. Allmählich beruhigte sich Korporal Trachsel, und da sowieso grad Fürabe war, gingen wir ins Restaurant hinüber, wo er tatsächlich die drei Flaschen schwitzte, und von da an fuhren wir gut mit ihm. Da er ein guter Schnellschreiber war, mußte er übrigens oft mit den Untersuchungsrichtern auswärts, und wir waren meist wieder unter uns wie vordem.

Motorwagendienst 1915

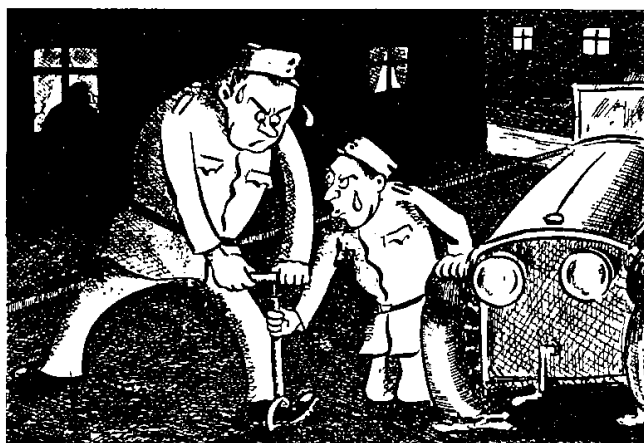
Wenn die Kriegsgerichtssitzungen etwa länger dauerten als vorgesehen, so daß dieser oder jener auswärts wohnende Richter den Zugsanschluß bei dem schitteren Kriegsfahrplan verpaßte, dann wurde er mit dem Martiniwagen nach Hause gefahren, der Oberstleutnant Aerni nach Belp, der Oberstleutnant Rickli nach Laupen, der Landsturmdragonierfourier Laubscher nach Täuffelen und Hauptmann Aufranc nach Nidau. Hatte der Wachtmeister Kupferschmid gerade Urlaub oder Ausgang, dann steuerte der Siebel den Wagen und nahm mich als Beimann mit, obgleich ich vom Autofahren nichts verstand. Damals war zur Nachtzeit der Verkehr auf den Ueberlandstraßen gleich Null, und der Siebel konnte den rassigen Martini ziehen lassen, bis etwa der Oberstleutnant Aerni sich im Fond vernehmen ließ: «Siebethal, hübscheli, i begähre nid uszlääre!» «Zu Befäu, Herr Oberscht!» mööggete der Siebel über die Achsel hingere und ließ etwas lugg auf dem Gashebel, aber nicht lang. Vor vierzig Jahren waren die Straßen noch nicht asphaltiert und nicht ausgebaut, sie waren holperig und oft eng, und einmal, nach der scharfen Kurve in Kehrsatz, waren wir plötzlich hinter einem Heufuder, das da zu nächtlicher Stunde zmitts auf der Straße dahinschwankte, und der Siebel konnte noch grad das Steuer herumreißen und den Martini knapp zwischen Mauer und Fuhrwerk durchschleusen, aber mit den Köpfen strahlten wir das Heufuder zünftig, und als er endlich das Auto zum Stehen brachte, schimpfte der Oberstleutnant, jetzt habe er dann genug von dieser verruckten Fahrerei, und las dabei ganze Heubündel von seinem Käppi und von seinen Achselstücken. Der Bauer vom Heufuder kam mit erhobenem Geiselstecken und mööggete, was wir für Schtärsdonnermordiocheiben seigen, so saublöd zu fahren; als er aber bemerkte, daß es ein Militärauto war, ließ er d' Milch abe und stagelte, er habe natürlı nicht gesehen, daß es Militär seig, aber wir hätten ihm seine Rosse schön erschücht, und dann erkannte er den Oberstleutnant Aerni, der sich eben aus dem Heu geschält, und erchlüpfte nun richtig: «Eh dr Donner, üse Grichtspräsident!» Der las nun grad beiden die Leviten, dem Siebel wegen des Schnellfahrens: wenn es noch ein einziges Mal vorkomme, lasse er ihn hingeregheie, dem Bauern, weil er ohne Licht fahre und zmitts auf der Straße: ds nächscht Mal mache er grad selber eine Anzeige und dann könne er eine saftige Buße gewärtigen.

Wenn wir so einen Großvater - wie wir unsere Richter-Obersten nannten - zu Hause abgeladen hatten, dann ließ der Siebel auf der Heimfahrt außerhalb Hörweite den Zweiundzwanzig Pferder in der stillen Nacht aufheulen und fuhr wie lätz durch die schlafenden Dörfer, da konnte ich lange abwehren, er seig ein verruckter Cheib und wenn er nicht vernünftig fahre, so komme ich das nächste Mal nicht

mehr mit. Natürlich wußte der Siebel, daß das nur eine leere Drohung war, und achtete sich dessen nicht. Die Rückfahrt nahm er selten direkt, er kannte hier und dort an jener Strecke ein nettes, stilles Beizlein mit einem chnusperigen Wirtstöchterlein oder einem rassigen Serviermeitschi und führte über die diversen Rösy, Aenneli, Lisebethli, Klärli und Kätheli regelrecht Buch in seinem Notizkalender. Er explizierte, es seig nichts verflüchter, als wenn man mit einer Duzis seig und sie dann nach einiger Zeit wieder sehe, aber sich einfach auf den Vornamen nicht mehr besinnen könne oder ihn verwechsle. Ds Verwechseln seig noch verflüchter als das Gar-nicht-mehr-Besinnen, da seig ihm im vorigen Winter ein ganz Saublöder passiert. Da seig er im Bahnhof z' Thun an eine aneputscht, und die habe ihn gleich angelacht und gefragt: «He, wie geits dier o, Siebeli? Du hesch di lang nümme zeigt!» Er habe ganz genau gewußt, daß er die kenne, und zwar mehr, weder nume guet, und daß er natürlich mit ihr Duzis seig, aber um z' Vürräble hätte er ihr weder den Namen noch den Vornamen geben können und so habe er nume so blöd gestagelt, wie das ihn freue, er habe schon lang im Sinne gehabt, wieder einmal zu kommen, aber es heig sich ihm einfach nie geschickt, er habe eben jetzt selten im Oberland zu tun. Da habe die so lachen müssen, daß sie fast a Bode ghocket seig, und ihm gesagt, är sig schon noch ein glatter Siech, sie seig ihrer Läbtig nie im Oberland gewohnt und es nähmte sie wunder, mit wem er sie verwechsle, er wärde eben an jedem Finger ein Dutzend haben. Er habe sich veräxcusiert, sie solle nicht taube si, aber er wisse einfach im Momänt würllich nid, wo er sie söll hietue, er leide in letzter Zeit manchmal an Gedächtnisschwund, sie solle ihm doch ein wenig nahehehlen, es komme ihm dann schon wieder, är wüsse doch ganz genau, daß sie ganz bsungers eine Nätte seig. Aber sie habe noch mehr gelacht und gesagt: pfiifebäggü, da könne er lange warten, aber daß er so ein Luftibus und Wiiberschmöcker seig, das hätte sie nadisch nicht geglaubt. Und damit seig sie in den Berner Zug eingestiegen, und grad wie der angefahren seig, sei es ihm in den Sinn gekommen, das seig ja schtärnenundedie d' Frou Vögeli gsi aus der Länggasse z Bärn, wo er als Monteur zwei Monet das Zimmer gehabt habe, und zwar mit voller Pension, und er hätte sich grad selber chlöpfen mögen, daß ihm das nicht in Sinn gekommen seig, denn es seig immer commod, so eine gäbige Adresse aufzubewahren. Seitdem führe er sein Notizbüchli, und jetzt passiere ihm so ein verfluchter Blödsinn nicht mehr.

Verschiedene Male hatten wir auf unsern nächtlichen Dienstfahrten, lustige und auch ärgerliche Abenteuer. Einst sagte der Siebel, als wir den Hauptmann Aufranc in Nidau abgestellt hatten, jetzt seig grad noch gäbig Zeit, er kenne in Madretsch zwei Schneiderinnen, zwei Schwestern, so im beschten Alter, die ließen uns schon noch herein. Es sei zwar wiiters nüt mit ihnen anzufangen, sie seigen aber ganz zuetrolig, und so müntschele und chli chnuschte, das heigen sie cheibe gärn, da seigen sie immer zu haben, und dann hätten sie einen verflucht guten Twanner daheim aus eigenen Reben und immer öppis Gräukts im Chuchischaft oder süsch chalts Fleisch. Und so war es auch, und es war schon weit über Mitternacht, als wir uns von drei leeren Flaschen Twanner, einem zusammengesäbelten Hammenbein und den zwei holden Jungfrauen verabschiedeten, um hantli gegen Bern zu starten. Als wir aber aus der Haustüre düßelten, hatten wir einen verfluchten Chlupf. Weit und breit war kein Martiniwagen zu sehen, und der Siebel stöhnte, jetzt habe uns schtärnecheib so ein Schelmehung das Auto gestohlen, jetzt seigen wir schön verseckelt. Er habe doch den Zündungsschlüssel abgenommen, aber so Fötzelscheiben könnten natürlich die Zündung direkt

herstellen, ja, jetzt bleibe nichts anderes, als auf die Tschuggerei und Anzeige machen. Davon riet ich ab. Wenn wir auf die Polizei gingen, dann flögen wir wüst herein, weil wir nicht direkt heimgefahren seigen, ich hulf lieber, selber den cheibe Charren ga suchen. Mein Ratschlag war gut, einige Nachtbuben hatten ihn nur hundert Meter weit in ein Seitengäßli gestoßen, und wir jubelten schon, als sähen wir nach langer Trennung eine Geliebte wieder. Aber wir jubelten zu früh, denn die Schnuderhüng, die uns den Wagen versteckt, hatten an allen vier Reifen die Luft abgelassen. Damals gab es noch nicht an jeder Straßenecke eine Garage und in ganz Biel keinen Nachtservice, und wir machten uns daran, die Pneus mühsam mit der Handpumpe wieder aufzurunden.



Als wir eben schwitzend den ersten fertig hatten, kam eine Polizeipatrouille, und wir dachten, jetzt seig der Zapfen ab. Aber sie fragten gar nicht weiter, als wir ihnen erklärten, so cheibe Nachtbuben hätten uns den Wagen gestohlen und uns die Ventile losgeschraubt. Die zwei Polizisten halfen uns pumpen, und so konnten wir nach einer halben Stunde endlich heimzufahren. Der Siebel fluchte noch den ganzen Weg, wenn er einmal so Lumpenhüng dabei erwütsche, denen schieße er, dr Tüfu söll's näh, grad mit dem Revolver i ds Füdle, für settig Fötzelcheiben seig es nüt schad, die so armen Soldaten für nüt und aber nüt eine solche Büetz anemachten und dann noch zmitts in der Nacht.

Ein anderes Mal blieben wir etwas lange im «Sternen» zu Neuenegg hangen, als wir den Großvater Rickli in Laupen abgestellt hatten, und als wir uns endlich vom Röseli verabmütschelt und heimzufahren, machte fast zuoberst am Thörishausstutz der Motor nur noch ein paarmal paffpaff, und dann war es fürabe. Der Siebel versuchte, ihn noch einige Male anzukurbeln - damals gab es noch keine Anlasser - aber es war nichts zu machen, und bei näherem Untersuch stellten wir fest, daß wir keinen Most mehr im Tank hatten. Der Siebel schwor sich, er habe am Morgen ganz aufgefüllt und so ein Schelmecheib habe uns das Benzin gestohlen, den zeige er an, das seig Diebstahl an Armeegut, der müsse ihm vor das Kriegsgericht. Aber damit war uns nicht geholfen. Wir werweiseten, was zu tun sei. Das Auto ins Dorf Thörishaus zurücktrohlen lassen, hatte keinen Wert, denn dort war dannzumalen noch kein Benzinausschank, und privat konnte man nach Mitternacht niemand ampetriieren. Also gingen wir einen Bauern wecken, und nach vielem Gekähr er solle doch ein Einsehen haben, er seig ja auch ein alter Soldat und wisse, wie man da dumm dran seig, wenn man zu spät heimkomme usw., stand der bäzgend auf und schirrete seine zwei Rosse und spannte sie vor den Martini, und wir fuhren

nun mit zwei Pferdekräften, langsam aber sicher, bis nach Bümpliz, wo wir ein Pintli Benzin auftreiben konnten.

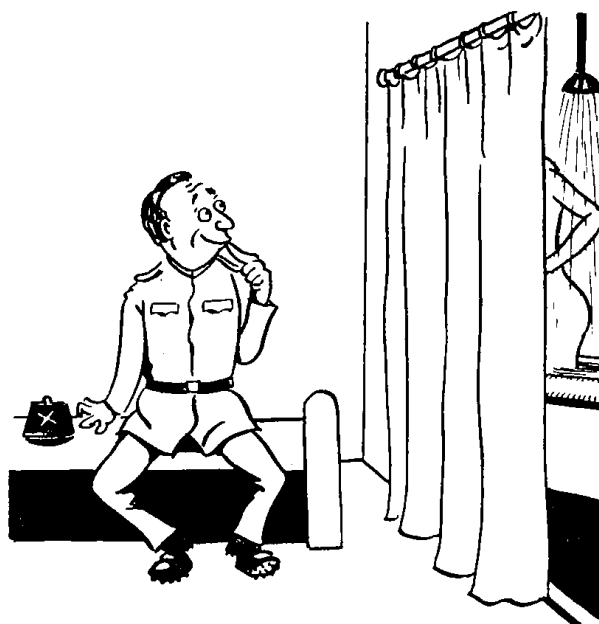
Juliette

Ein großes Spionagenetz flog auf. Es war eine Bande Ausländer, die Absteigequartiere in Zürich, Bern, Pruntrut, Mülhausen, Karlsruhe und an vielen andern Orten hatte. Sie spionierten für und gegen die Alliierten, für und gegen die Mittelmächte, aber, soviel ich mich erinnere, nicht gegen uns. Der Chef war ein Engländer. Als die Heerespolizei zugriff, war das Nest leer bis auf die Privatsekretärin des Engländers, eine donners hübsche, junge Pariserin, sie war fast auf den Tag gleich alt wie ich, also noch lange nicht zwanzig. Nun saß sie in einer der düsteren Zellen des Berner Amthauses und war untröstlich und hatte große Angst. Ich war als Rechnungsführer von Amtes wegen ihr Majordomus, und nur mit meinem Einverständnis durfte sie von ihrem Kassenbüchli, das einige tausend Franken aufwies, Geld abheben lassen. Juliette hieß sie, und ich schleppte ihr zu, was ich konnte, französische Bücher und Journale, Zigaretten und Schokolade, verschaffte ihr ein Tischli und einen bessern Stuhl, einen Wandspiegel und eine Blumenvase. Sie nannte mich ihren «protecteur généreux» und hatte jedesmal, wenn ich sie in ihrer Zelle aufsuchte, etwas zu zwitschern und zu wünschen. Ich holte mir Rat beim Kammerschreiber Moser, der mich an Hand der Gesetze und Reglemente belehrte, auf was alles ein Untersuchungsgefangener Anspruch erheben könne, wenn er eigene Mittel habe, denn das seig ja noch kein Verurteilter. Mit meinen Kenntnissen ging ich zum Großrichter und sagte, die Fräulein Juliette wünsche sich auf eigene Kosten selbst zu verpflegen, diese mingere und immer gleiche Gefängniskost sage ihr gar nicht zu und lieber esse sie überhaupt nicht mehr. Oberst Türler kraulte sich seinen Bart und war einverstanden, daß ich für sie auf ihre Rechnung im Hotel Simplon Kantinekost bestelle. Der Landjägerwachtmeister und Gefängniswart Habegger brummte, es täte es dann öppe, ds Untersuchungsgefängnis seig dank kein Kurort und er lasse da keine neue Ornig einreißen - ich ließ mich aber nicht einschüchtern und sagte ihm, die junge Dame sei administrativ mir unterstellt, sie seig Militärgefangene und vorläufig noch nicht verurteilt und ich seig verantwortlich und nicht er und wenn er etwas zu reklamieren habe, könne er ja einen Rapport auf dem Dienstweg an den Großrichter machen, der werde ihm dann schon sagen wo düre.

Auch wenn man eine nett hergerichtete Zelle hat und Hotelkost, sind zwei Monate Untersuchungshaft für ein lebensfrohes, junges Pariser Kind eine Ewigkeit, und ich bemühte mich, sie der Juliette nach Möglichkeit zu verkürzen. Alle Bott hatte ich schnell etwas zu bringen oder mitzuteilen, um ein wenig mit ihr zu plaudern, und wenn der Landjägerwachtmeister unter der Türe ungeduldig mit dem Schlüsselbund rasselte, sagte ich ihm, er könne mich ja unterdessen zu ihr einschließen, wenn er so pressiert seig. Ja, das würde mir allweg grad so passen, brummte er und gab noch zwei, drei Minuten zu, bevor er ganz energisch seinen Schlüsselbund schwenkte und sagte, es tüegs jetzt, wir redeten ja schon lange nichts mehr Geschäftliches. Als die Juliette den Wunsch äußerte, zu baden, sie sei sich an ein tägliches Bad gewöhnt, ja sie bade sonst alle Tage mindestens zweimal, holte ich mir wieder beim Mösi Rat, und der sagte mir, natürlich habe eine

Untersuchungsgefangene im Prinzip Anspruch darauf, baden zu können aber nicht alle Tage, ich solle dem Großrichter sagen, so alle Wochen ein- oder zweimal. Auch das wurde vom Großrichter nach einigem Zögern bewilligt, und ein Landjäger sollte sie jeweils ins Kaiserbad an der Marktgasse führen und wieder zurückbringen. Aber ich sagte dem Wachtmeister, das besorge ich selbst und übernehme die Verantwortung, die Fräulein Juliette bedanke sich, von einem Polizisten durch die Stadt geführt zu werden, lieber gehe sie gar nid. Als ich auch das schriftlich vom Großrichter verfügt bekam, mußte sich natürlich der Wachtmeister fügen und knurrte nur noch, ich solle dann aufpassen, wenn die mir durch die Latten gehe, so habe ich dann den Dräck. Die Juliette jubelte, als ich ihr ihre allwöchentlichen zwei Badefahrten ankündigte, und sie hatte gleich wieder einen Wunsch. Sie wolle elegant «ausgehen» und ob ich ihr nicht in ihrem Appartement an der Maulbeerstraße Kleider und Wäsche holen würde? So ging ich mit dem Siebel hin, und wir packten einen ganzen Koffer voll. Der Siebel machte natürlich blöde Witze, als er die feine Spitzenwäsche sortieren half und bettelte, auch mit ins Bad kommen zu dürfen, was ich aber strikte ablehnte. Er machte mir Vorwürfe, ich seig ein verbeuschtiger Hagel, er nehme mich überall mit, aber wenn ich einmal so eine Chatz an der Hand habe, dann wolle ich sie für mich allein. Ich erwiderte ihm hoheitsvoll, das handle sich dänk nicht darum, ich begleite die Juliette in amtlicher Funktion ins Bad, auf Befehl des Großrichters, und das müsse möglichst diskret geschehen und da könne ich dänk nicht den ganzen kleinen Stab vom Divisionsgericht mitnehmen.

Am nächsten Tag zogen wir aus, die Juliette nach der letzten Pariser Mode picfein angezogen. Die Badmutter machte große Augen und traute dem Landfrieden nicht recht, als ich sie beiseite nahm und ihr eröffnete, ich dürfe das Fräulein nicht aus den Augen lassen und müsse vor dem Vorhängli auf sie warten. So war es denn höchst amüsant, vor dem Vorhängli hockte ich und paßte auf die Juliette auf, und vor der Türe luußete die Badmutter und paßte auf mich auf.



Der Juliette gefiel es ausgezeichnet, sie plauderte im Bad, und ich fragte, ob das Wasser assez chaud seig oder ob ich ihr etwas helfen solle, und schon streckte die Badmutter den Kopf herein und sagte, das Wasser seig grad ebenrecht warm, und es seig alles in Ordnung, ich solle öppe nicht meinen, sie vürschöntög nicht Französisch und hier bei ihr gang es anständig zu, wou mäu! Ho, erwiderte ich pikiert, es habe dänk niemer etwas angeres behauptet und es werde wohl noch erlaubt sein, zu fragen, ob ds Wasser warm genug sei oder nicht. Ds Wasser bsorge sie und niemer anders, gab sie zurück und blieb auf ihrem Horchposten, und ich wünschte sie zu allen Teufeln. Im übrigen war es mir gar nicht unangenehm, wenn sie etwa den Kopf hereinstreckte, denn jedesmal wurde das Vorhängli ein wenig bewegt und dann sah ich immer ein Bitzeli von der Juliette ihrer rosaroten Haut, und lebte wohl daran. Der Juliette gefiel es im Badkasten natürlich besser als in ihrer Zelle im Amthaus und sie pressierte gar nicht, und die Badmutter vergitzelte fast, sie habe dänk noch anderes zu tun, aber ich eröffnete ihr, es habe sie niemer geheißt, da vor der Türe zu hocken. Schließlich, als die Juliette nicht aufhörte, hinter dem Vorhängli zu plätscherlen und zu pläuderlen, wurde es der Badmutter zu dumm, und sie streckte so energisch den Kopf zur Tür herein, daß das Vorhängli zu meinem Entzücken grad einen Schlungg beiseite nahm, dann gebot sie energisch, die Demoiselle solle fürsich machen, die Zeit seig schon lange herum. So hörten wir denn die Juliette mit einem Seufzer aus dem Bade steigen und sich mit dem Badtuch fummeln, aber es ging noch ordentlich lange, bis sie das Vorhängli zurückschob und reisefertig aus der Kabine trat. Wir beschlossen, noch irgendwohin zu einem Tee zu gehen, und so rückte es schon auf den Abend hin, als ich meine schöne Gefangene im Amthaus wieder ablieferte. Der Wachtmeister reklamierte, das göng dann öppe über ds Bohnelied, so den ganzen Tag herumzuschwanzen, aber ich sagte ihm kühn, er solle sich nicht um ungelegte Eier bekümmern, d' Houptsach seig dänk, daß sie wieder da seig.

Aus den Untersuchungsakten ging immer mehr hervor, daß die Juliette bei der Spionageaffäre eine sehr untergeordnete Rolle gespielt und mehr aus Hörigkeit gegenüber dem Engländer beteiligt war. Das einzige, was man ihr vorwerfen konnte, war ein aufgefangener Brief an einen fingierten Liebhaber in Paris, den sie auf Geheiß des Engländers mit einem harmlosen Text verfaßt und den dieser dann mit einem ganz andern und gar nicht harmlosen Text in synthetischer Tinte, für das gewöhnliche Auge unsichtbar, überschrieben hatte. So konnte ich ihr denn jeweils zuversichtliche Nachrichten über ihren Fall zu kommen lassen und sie aufmuntern, und von meinem Schwager vernahm ich mit Genugtuung, daß er als Auditor einen milden Strafantrag stellen werde. Wir waren nun längst ganz zutraulich geworden, ich nannte sie nur noch «Mademoiselle Juliette» und sie mich «Monsieur Hams» - «Hans» brachte sie nie richtig heraus - und als nun der Gerichtstag heranrückte, sagte ich ihr, sie müsse sich dann besonders schön machen, die alten Herren vom Kriegsgericht sähen gerne einmal zur Abwechslung ein schönes, junges Meitschi vor sich statt so Süchel von unguten Däteln und gliedersüchtige alte Müllermeister. Am Tage vorher ging ich nochmals mit ihr ins Bad und zur Coiffeuse, und am Gerichtsmorgen erschien sie im düstern Assisensaal wie ein leuchtender Schmetterling in ihrer jungfräulichen, strahlenden Schönheit, und ich bemerkte, wie die alten Herren Obersten, und Landsturmfeldweibel auf dem Richterpodium selber aufleuchteten und sogar mein Schwager-Auditor und der Gerichtsschreiber Salzmann ihre strengen Amtsmienen milderten. Es kam, wie ich vorausgesagt hatte: Während ihre Auftraggeber und Komplizen im Abwesenheitsverfahren zu

schweren Gefängnisstrafen verknurrt wurden, erhielt sie zwei Monate, getilgt erklärt durch die ausgestandene Untersuchungshaft. Der Großrichter eröffnete ihr mit freundlichen Worten auf Welsch, sie sei frei, innert vierundzwanzig Stunden habe sie aber das Gebiet der Eidgenossenschaft zu verlassen und sei auf drei Jahre des Landes verwiesen. Daran knüpfte er die väterliche Ermahnung, sich nicht mehr in solch gefährliche Geschichten einzulassen und sich dieses trübe Erlebnis für ihr ferneres Leben als Mahnung dienen zu lassen. Sie knixte vor den Richtern mit dem holdesten Lächeln und bedankte sich für das Urteil, und die sieben Großväter auf der Richterempore nickten ihr wohlwollend zu, als sie wie ein leichter Falter aus dem düstern Saal schwebte. Ich hatte noch den Richtern den Sold und die Reiseentschädigung auszuzahlen und verschiedene Zeugengelder, und als ich zusammenpackte und ins Gefängnis hinüberging, hatte sie bereits ihren Koffer gepackt und war mit einem Taxi nach Hause gefahren. Der Landjägerwachmeister gab mir aber mit einem bedeutsamen Blick ein winziges Briefchen und das enthielt die Einladung zum Nachtessen. Es gab dann noch zwei herrliche Abende mit der bezaubernden Juliette, und wir haben nicht nur Schmollis gemacht, und keine Badmutter streckte im letzten Moment den Kopf herein, und dann begleitete ich sie gegen Mitternacht, exakt fünf Minuten vor dem Ablauf ihrer Ausweisungsfrist, aufs Perron, und nach einem recht wehmütigen Abschied entführte der Nachtschnellzug meine schöne «Spionin» auf Nimmerwiedersehn nach dem fernen Paris. Auf Nimmerwiedersehn ist übrigens übertrieben, denn ein einziges Mal im Leben habe ich sie noch begegnet - im Jahre 1919, als ich als junger Leutnant am Quai von Lugano auf und ab stolzierte und plötzlich eine junge hübsche Dame den Arm eines älteren Herrn, der fast ihr Großvater hätte sein können, fahren ließ und auf mich zueilte: «Mais, c'est toi, Hams!» und mir grad um den Hals fiel. Und dann erklärte sie dem nähertretenden Großpapa, irgendeinem Großindustriellen aus Paris, dessen allerletzte Knospen sprießten, ich seig der nette Herr, ihr protecteur bei dem schrecklichen Kriegsgerichtsfall in Bern, und ob er erlaube, daß wir ein wenig zusammen für uns gingen, wir hätten einander viel zu erzählen. Der nette alte Großpapa war erstaunlicherweise mit ihrem Vorschlag einverstanden, und wir fuhren weit hinaus auf den Luganersee und wären beinahe gemeinsam ertrunken, weil ein unerwarteter Sturm vom San Salvatore her über den See zog und plötzlich große Sturzwellen daherbrausten, als wir noch auf der italienischen Seite bei Campione dahinruderten und sie sich immer neben mich setzen wollte, um sich an mich zu klammern, was wegen des Gleichgewichtes natürlich ein Blödsinn war. Item, wir kamen dann doch noch glücklich ans rettende Schweizer Ufer und beeilten uns gar nicht, ihren galanten Großpapa aufzusuchen, der uns dann übrigens zu einem splendiden Nachtessen in eines der ersten Restaurants am Quai einlud, mir überschwenglich dankend, daß ich seine junge Frau so nett unterhalten habe.

S wott wieder a luschtige Summer gäh

Der als außerordentlicher Untersuchungsrichter dem Divisionsgericht zugeteilte Kavalleriehauptmann von Tschärner war noch ein Grandseigneur, einer jener allerletzten Berner Patrizier, die unermesslich reich waren. Er hielt sich vier Reitpferde und ritt oft mit seiner hübschen Gemahlin durch Berns alte Gassen, auf Distanz gefolgt von einem berittenen Bedienten. Oft kam er auch vors

Amthaus geritten und stieg wie einer der alten, gnädigen Herren würdevoll die breite Außentreppe empor, derweil der Bediente mit den Pferden nach Hause trabte. Er war auch dem Aeußern nach ein Grandseigneur, groß gewachsen und von edler Gestalt, ein selten schöner Mann in den besten Jahren. Mit uns Däteln war der Herr von Tscharner wohlwollend à distance, nur mit dem Siebel hatte er etwa Chritz und hielt ihm den Finger auf: «Siebethal, as - gnüegelet mr so langsam mit euch, nähmet euch zäme!» Dann schlug der Siebel die Absätze zusammen: «Zu Befähl, Herr Houptme! Herr Houptme, Füsilier v o n Siebenthal meldet sich ab!» Er betonte sein «von» extra, weil der Herr von Tscharner es in seiner Anrede ihm gegenüber geflissentlich mied. Bei uns wäffelte dann der beleidigte Siebel, ob der eigentlich meine, sein «von» seig mehr wert als das seine. Die von Tscharner seigen ja nur zugezogene Bündner und gar keine richtigen Bärner, dagegen die von Siebenthal dänk uralter Geißenadel aus dem Oberland. Und es seig wichtig, daß man bei ihnen das «von» betone, sonst gebe es Vürwächslige. Zum Beispiel bei ihnen daheim hätten sie zwei Geißbockhalter, der eine heiße von Allmen, der andere Ullmann. Der von Allmen habe einen prämierten Geißbock und heusche drei Franken Sprunggeld, der Ullmann habe nur einen ganz gewöhnlichen Saanenbock ohne Papiere und könne nur zwei Franken heuschen. Das gäbe nun schöne Verwechslungen, wenn der Aetti so einen Bub oder ein Meitschi mit der Geiß zum Bock schicke und man nur sagen würde, es solle zum Allmebock oder es solle zum Ullmebock. Hingegen wenn man richtig sage und betone: zum v o n Allmebock, so wüsse der eifaltigste Totsch, daß das eben der dreifränkige Bock seig und nicht nur so ein hundsgewöhnlicher unprämierter Saubock ohne «von».

Meine schöne Zeit beim Divisionsgericht ging unerwartet und plötzlich zu Ende. Unsere beiden Feldbrigaden von der dritten Division waren nach dem Tessin eingerückt, und mein Gesuch, beim Divisionsgericht abkommandiert bleiben zu dürfen, wurde auf Antrag von Hauptmann Gerber durch alle Instanzen abgewiesen. Uebrigens mußte ich nicht allein zurück zur Feldarmee, auch der Blaser und der Buser erhielten Marschbefehle nach dem Tessin, und so zogen wir denn zu dreien hochbepackt dem Bahnhof zu, und der ganze kleine Stab des Divisionsgerichts gab uns das Geleite. Der Siebel grännete fast, immer wenn man sich so gäbig zusammen eingelebt habe, seig wieder fürabe. Jetzt känten vielleicht dere Sürmelcheiben, mit denen man nichts türggen könne, und ihm verleide es grad, er glaube, er mache o grad ein Gesuch, zur Kompagnie einzurücken. Der Hügliordo war auch ganz wehmütig und konnte nicht aufhören, dem Blaser, mit dem er am meisten Händel gehabt und der ihm am meisten Mehlsäckli an den Gring geworfen, die Hand zu schütteln und alles Gute zu wünschen. Der Korporal Trachsel tröstete auf gut Wianerisch, wir sollten nicht so «damisch» sein, so ein Ablösungsdienst sei nur eine Hetz, auch der schüche Bindschedler, den wir so oft am Seil herabgelassen hatten, wünschte uns gute Reise, und wir sollten uns gleich wieder beim Divisionsgericht melden, so bald wie möglich.

Der Buser und der Blaser mußten in Bellinzona einrücken, ich hatte allein weiterzufahren bis nach Locarno. Hier vernahm ich, daß unsere Kompagnie bereits ins Maggiatal weitermarschiert sei, und der Adjutant-Unteroffizier Kramer vom Bataillonskommando, von dem ich einen Transportgutschein verlangte, um ihnen mit dem Schmalspurbähnli nachzufahren bis nach Cevio, wo das Kompagnie-Kommando war, lachte mich aus und sagte, so einem Herrn Divisionsgerichtsrechnungsführer tue es

grad cheibe gut, wieder einmal ein wenig zu Fuß zu tippeln und ich solle nur meinen Sack auf den Buckel nehmen, das wäre sich jetzt drwärt, so dreißig Kilometerli.



Das war nun ein heißer und unvergeßlicher Marsch unter der Tessiner Augustsonne, und es gab einen unvertreiblichen Durst zu überstehen, denn fast in jedem Dörfli waren Verbottafeln an den Brunnen angeschlagen wegen Typhusgefahr. Als ich mich am Abend in Cevio auf dem Kompagniebüro meldete, nahm mich ein neuer Feldweibel in Empfang, er hieß Hofer und hatte einen schneidig obsi gezwirbelten Guillaume-II.-Schnauz. Der Feldweibel Roseng war zur Landwehr übergetreten, sonst war auf dem Kompagniestab noch alles beim alten. Der neue Feldweibel wies mir mein Kantonnement an und ich solle mich in der Küche melden, es werde schon noch etwas geben, und am andern Tag müsse ich früh weiter auf den Unteroffiziersposten Foroglio im Bavonatal. In der Küche fluchte der Korporal Santschi, was ich noch wolle, immer kämen noch so hergelaufene Schlarpihüng und wollten bis in alle Nacht hinein Zfrässe, ich hätte es jetzt lang genug schön gehabt und es täte mir wohl, einmal ungfrässe ins Stroh. Ich sagte ihm, dazu seig er dank da und ich hätte Befehl vom Feldweibel, mich hier zu melden - und sonst mache ich Rapport. Potz Donner, fuhr da der Santschi auf: ob ich öppe meine, ich könne da bei der Kompagnie den großen Herr spiele, da hätte ich mich wüst verrechnet, hier heiße es wieder unger düre für so großartige Herren vom Divisionsstab, ich seig immer noch ein ganz hundsgewöhnlicher Füssel und süsch nüt usw. Aber dann kramete er doch noch einen Kessel mit lauwarmer Suppe hervor und ein Brot und einen Bitz Käse, und ich dachte mir, schnurr du nume, dir habe ich es wenigstens gesagt.

Die Sauen von Cortegrande

Am nächsten Morgen in aller Frühe war für mich Abmarsch nach Bignasco und ins wildromantische Bavonatal, um im weltentlegenen Foroglie den Doppelunteroffiziersposten des Wachtmeisters Schneebei zu erreichen. Feldweibel Hofer packte mir noch den Postsack für den Posten oben auf den Tornister und ich zog im Morgendunst der Maggia entlang talaufwärts wie ein überladener Tessiner Esel. Das langgezogene Bavonatal am Fuße des Basodino war schon dazumal das Tal ohne Männer; diese wanderten zur Sommerszeit aus auf die Bauplätze, bis weit ins Ausland, ja, einige bis nach Amerika. Zurück blieben die Frauen mit den Kindern; so ist es noch heute in den Seitentälern des Tessins. Es ist ein herrliches Wandern durch dieses wilde, fast ausgestorbene Tal, wo der Mensch langsam vor der überwuchernden Natur zurückweicht, weil der Boden zu karg ist, ihn ausreichend zu ernähren. Der Wald überwuchert einstige Schafweiden und Aeckerlein, und nur um die wenigen Dörfchen herum hat es noch einiges Kulturland und etwa am Hang einen winzigen Weinberg. Wilde Gießbäche stürzen von himmelhohen Felsen herab und zerstäuben auf dem purpurschwarzen Gestein und sammeln sich wieder zu sprudelnden und forellenreichen Bächlein, und das ewige Rauschen des Wassers und das Zwitschern in den Zweigen und der Schrei des Raubvogels, der hoch über dem Tal seine Schleifen zieht, unterbrechen allein eine beispiellose Stille.

Wachtmeister Schneebei empfing mich schmunzelnd: es seig gut, daß ich käme, er habe grad noch einen nötig, der gut auf den Scheichen seig, ich könne dann gleich alle zwei Tage mit dem Ryser, dem Brosi oder dem Gilomen nach Cevio zum Fassen. Der Gefreite Steinhauer bekundete ehrliche Freude, mich wiederzusehen, er hatte im Dorfbrunnen eine regelrechte Forellenfischerei, denn er und der Ryser hatten es los, die Forellen im Bach unten mit der Hand zu fangen, und sie brachten jeweils ganze Suppenkessel und Gamellen voll herauf und schütteten sie in den Trog, und alle Abend gab es ein währschaftes Forellenessen. So lebten wir in dem verlassenen Foroglio wie die Fürsten. Der Dienst war zwar keine Sinekure, dafür sorgten die Kompagniebefehle Hauptmann Gerbers, welche die Außenposten im Trab hielten. Neben Wachestehen gab es ausgedehnte Hochgebirgspatrouillen an die Grenze, zur Alp Cortegrande, den Basodino, zum Grenzpaß von San Giacomo und Verbindungspatrouillen zum Cristallinapaß und nach dem Bedrettetal. Wir hatten nicht nur ein gutes Signalsystem landauswärts zu den äußersten Grenzposten, sondern auch talab, und Inspektionspatrouillen von Offizieren wurden uns jeweilen schon Stunden vorher gemeldet. So bekamen wir auch tags darauf die optische Meldung, der Hagenbeck seig im Anmarsch, und der Wachtmeister Schneebei gab Alarm, und die Gewehre wurden gefummelt und die Tornister gebürstet, und die Laubställe in möglichst gute Kantonnementsordnung gebracht. Es klappte alles ausgezeichnet, als sich Hauptmann Gerber mit Leutnant Flury der kleinen Brücke unterhalb des Dörfli näherte: der Anruf der Schildwache, die alarmierte Mannschaft, die tadellose Ordnung im ganzen Foroglio - es gab einfach nichts auszusetzen. So triumphierten wir, als Hauptmann Gerber den Gefreiten Steinhauer zu weiterer Begleitung befahl und mit ihm und Leutnant Flury talaufwärts abmarschierte. Das Donnerwetter sollte sich dann über dem nächsten Unteroffiziersposten in San Carlo entladen; der Wachtmeister Leiser meldete den Posten, alles war in bester Ordnung und die

Offizierspatrouille stieg gegen den Basodino hinauf. Als der Hauptmann außer Sichtweite war, ließ begreiflicherweise die Spannung auf dem Unteroffiziersposten nach, und die Schildwache unten auf der Brücke, statt auf und ab zu patrouillieren oder Gewehr bei Fuß zu stehen, hockte aufs Mäuerlein und ließ die Beine herabplampen und dirigierte dem Füsilier Diacon, der wie irgendein Feriengast in den Badhosen auf Forellen luußete. Sie dachten, der Häuptlig seig jetzt schon zwei Stunden weit weg und sinneten nicht an diese verfluchten Offiziersfeldstecher, die im Gebirge solche Distanzen zu einem Nichts zusammensinken lassen, und der Hauptmann, der von Zeit zu Zeit mit seinen scharfen Gläsern auf das niedliche San Carlo in seinem Nachmittagsschlaf niedersah, könnte natürlich alles genau feststellen und sagte zum Leutnant Flury - wie uns später Gefreiter Steinhauer berichtete - da sehe man, wie so ein Posten sich gehen lasse, kaum daß die Offiziere den Rücken kehrten, dem Wachtmeister Leiser wolle er dann ein Lied singen und den Burschen ihre Förndli einsalzen, er wolle ihnen wieder beibringen, was Schildwachstehen sei. Aber dieses Intermezzo, das die gute Laune des Hauptmanns mit einem Schlage zerstörte - begreiflicherweise - war nur das Vorspiel einer noch viel ärgeren Sache. Als sie gegen Abend niederstiegen zur Alp von Cortegrande, sah der Häuptlig durch seinen Feldstecher die Gruppe des Korporals Maurer vor der Sennhütte plegern, zu einer Zeit, da sie schon längst wieder unterwegs sein sollte. Es nützte nichts, daß der Korporal sie endlich auf hundert Schritt herankommen sah und mööggete: «Auf, an die Gewehre!» und die Füsel erschrocken sich aufrappelten und hinter die Sennhütte zu den Gewehrpyramiden seckelten. Denn hier zeigte sich eine wirkliche und völlig unerwartete Katastrophe. Ein Dutzend riesiger Sauen war, während die Patrouille vor der Sennhütte pfuusetete, die Alp heraufgekommen und hatte sich hinter die Gewehrpyramiden, die Ceinturons und Waffenröcke und die Sturmpackungen gemacht und alles, was aus Leder oder Tuch war, verchätschet und an- und aufgefressen. Es gab keinen einzigen ganzen Gewehrriemen mehr, keine intakte Patronentasche, kein ganzes Chutteli, sogar die meisten Patronen hatten diese verfluchten vierbeinigen Saboteure zerkaut. Was nun der Hagenbeck zusammenliedete, kann man sich vorstellen, als der Korporal Maurer seine schwer havarierte Gruppe meldete, die aussah wie eine Ferienkorona vom Vagantenverein.

Nostrano di Cavergho

Am nächsten Abend bei der Befehlsausgabe bestimmte Wachtmeister Schneebei den Kachelhofer und mich zum Fassen in Cevio, und wir machten uns am andern Tag schon lange vor der Morgenröte auf den Weg, um vor der großen Hitze wieder zurück zu sein. Nur mit dem Gewehr und einem leeren Räf auf dem Rücken war es ein fröhlicher Marsch talwärts, und schon im frühen Vormittag konnten wir uns, bepackt mit Post und Vorräten, bei Feldweibel Hofer wieder abmelden und dem Gebirge zu stapfen. Vor der hochgewölbten Brücke von Bignasco holten wir ein Tessiner Mutterli ein, mit einer schwerbeladenen Korbhutte, und ich gab mein Räf auch noch dem Kachelhofer und nahm dem Mutterli seine Hutte ab und trug sie ihm bis ins Dörfchen Cavergho am Eingang des Bavonatales, wo es zu Hause war. Das alte Fraueli wollte nicht aufhören mit Danksagen und hieß uns warten und stieg in den Keller und brachte zwei Flaschen dunklen Nostrano herauf, die es uns aufdrängte.



Im Weitemarschieren beschlossen wir, diese zwei Flaschen dem Posten zum Forellenessen zu stiften, aber wir hatten die Rechnung ohne die Hitze gemacht. Plötzlich gab es in meinem Brotsack einen Knall und der Wein sprudelte aus der Flasche wie rotes Siphonwasser. Gottlob waren wir grad bei einem Kruzifix mit einem Bänklein; so saßen wir ab und tranken abwechselungsweise den sprützigen Wein aus der Flasche. Wir fanden ihn so herrlich, daß wir auch noch die zweite Flasche bodigten, indem wir uns als begründete Ausrede sagten, die gehe uns sonst auch noch auf. Der feurige, lauwarne Nostrano, die glühend heiße Tessiner Sonne und der weite Weg bisher bewirkten, daß es uns wie Blei in die Glieder kam, und der Kachelhofer meinte, so ein halbes Stündchen könnten wir ruhig pflußen, wir hätten sowieso zwei Stunden Vorsprung. Wir legten uns auf das Bänklein des Bethäusleins und schnarchten im nächsten Moment wie Drahtbinder. Als ich erwachte, mußte ich mich lange besinnen, wo ich sei; ich rieb mir die Augen: ein prächtiger Vollmond blinkte durch die Kastanienblätter und schien uns auszugrinsen. Ich sprang auf und weckte den Kachelhöfer, und wir packten eifrig unsere Räte und Gewehre zusammen und steißten dem fernen Foroglio zu. Im Marschieren werweisten wir hin und her, was wir dem Wachtmeister Schneebei angeben wollten, aber es fiel uns nichts Plausibles ein, und ich schlug vor, einfach gradheraus die Wahrheit zu sagen, das seig immer ds Beschte, und vielleicht mache der Schneebei gar kein Wäse draus. Wir hatten uns übrigens umsonst gesorgt. Als wir die enge Dorfgasse von Foroglio hinauftrampeten, war das Dörfli verlassen, nur der Brosi war zurückgeblieben und brodelte Tee in der Küche der einen Hütte. Der Posten sei kurz nach dem Mittagessen alarmiert worden und habe die Wache am San Giacomo verstärken müssen, und vielleicht kämen sie gar nicht mehr zurück. Sie kamen allerdings zurück, lange nach Mitternacht, tranken ihren Tee und krochen todmüde ins Laub, und kein Hahn krächte nach uns.

Schützengräben

Unser Bataillon wurde zurückgenommen, und wir marschierten noch in der Nacht von Foroglio ab und von Cevio weg mit der Kompanie in einem Parforcemarsch das ganze Maggiatal hinab bei entsetzlicher Hitze bis nach Locarno, die äußersten Posten mindestens 50 km an diesem Tag mit voller Packung. So war es eine schwankende Kompanie, die am späten Abend am Castello dei Visconti vorüberzog; mehr als dreißig Mann waren am Weg zurückgeblieben, und wir übrigen hatten ohne Ausnahme Blattern, und der Sanitäter Winzenried mußte bis in alle Nacht Füße joden und verbinden. Aber schon am nächsten Tage ging es über die glühende Magadinoebene und hinauf an den Ceneri. Unser Bataillon hatte die Cima di Medeglia zu befestigen, und nun ging das Pickeln, Schaufeln und Karetten an. Nun, der Ceneri ist bereits ein harter Gneisbrocken, und die Schützengräben mußten auf weiteste Strecken gesprengt werden. Wir schwitzten und krampften und schliefen in Zelten und dachten sehnsuchtsvoll zurück an die kühlen Bergbäche und die schattigen Kastanien von Foroglio. Mir ging es übrigens vorn dritten Tage an gut. Hauptmann Gerber beordnete mich zum Krokizeichnen. Ich mußte von jedem einzelnen Grabenteil aus das Vorgelände exakt zeichnen; diese Krokis wurden dann in den Unterständen der Abschnittskommandanten angeschlagen. Heute würde das der Kompaniephotograph besorgen. Natürlich erregte diese Abkommandierung wieder nicht wenig Neid, und beim gemeinsamen Spatz an der Halde bekam ich etwas zu hören. Es gab ausnahmsweise jedem ein Paar Würste, und der Blausüringring mööggete, der Schwärzu brauche nur eine Wurst, der könne ja den ganzen Tag nur so herumspaziererle, während sie chrampfen müßten wie lätz. So zeichnerle seig dank nid gwärchet, da brauche sich keiner Bläscht aufzusprengen, und immer die gleichen Schtärsndonnere erhielten solche Pöschтели, schimpfte der dicke Mäder. Ich lachte sie aus und sagte, wir könnten ja tauschen, wenn sie zeichnen könnten, aber das würde schöne Helgen geben, wenn so Chnubelcheiben daran hin gingen. Der Gefreite Steinhauer schlichtete meist den Streit, indem er entschied, jede Arbeit müsse gemacht sein, grobe und fiine, und wegen so Dummheiten zu krachen, seig buebelet.

Wieder einmal wurde unsere dritte Division durch die fünfte abgelöst, und wir konnten aufpacken und nach Bellinzona zum Verlad marschieren, um im Vorgelände der Festung Hauenstein weiterzuschänzelen. Unsere Kompanie kam in die Bauernhäuser nördlich Murgenthal ins Kantonnement, und alle Tage marschierten wir am frühen Morgen nach Hägendorf, um gegen den Jura hinauf Gräben zu ziehen und Verschanzungen zu bauen. Hauptmann Gerber, der im Tessin ein etwas largeres Regiment geführt, beschloß, uns hier wieder zünftig in die Finger zu nehmen. Ich erinnere mich, wie er uns einmal beim Hauptverlesen schlauchte; dreimal mußten wir beim grausigsten Regenwetter «Liegen - auf» üben, dann ins Kantonnement zurück im Laufschrift, alles wieder putzen und wieder antreten. Zuletzt hatten wir alle Uniformen und den Kaputt flotschnaß, und da es ohnedies schon 9 Uhr war, langte der Ausgang nicht einmal mehr zu einem Bier. Mit einem Schlage war wieder die Dienstverdrossenheit da, denn es gab Strafabkommandierungen am laufenden Band. Einmal nach dem Hauptverlesen mußten unserer zwei Dutzend riesige Körbe voll Munition putzen, jede einzelne Patrone vom Grünspan befreien und einfetten und wieder in die Lader

versorgen. Die alten Dätel fluchten alle Zeichen dabei, und der Ryser und ich meinten, bei der Schimpferei auch unsern Beitrag leisten zu müssen, und grad ging es lätz. Der Ryser sagte, das seig ein verfluchtes Glöu, und diese Patronenputzerei seig für d' Katz und eine verdammte Schikaniererei, und ich fügte dem bei, wir hätten diese Patronen bald ringer im Ranzen und beachtete nicht, daß der Feldweibel Hofer hinter uns getreten war und grad unsere jugendliche Weisheit mitangehört hatte. Er las uns nun die Leviten: das hätte sich noch gefählt, daß so zwei junge Trübel reklamierten, er wolle uns ds Muule verleiden, wir zwei könnten grad noch zwei weitere Abende beim Patronenschmirmeln helfen.

Beim Schützengräbelen bei Hägendorf sah ich auch unsern Brigaderüedu zum letzten Mal in meinem Leben, und zwar ganz anders, als in der gemütlichen Zeit von Asuel. Er kam im großen Galopp auf seinem «Ajax» den Hang herauf, gefolgt vom Adjutanten Niehans, wie ein zürnender Gott mit dem Erzengel. Unser acht oder zehn trugen gerade einen langen Balken, als Oberst von Erlach seinen Gaul hart vor uns einzügelte und donnerte: «Dier Schtärnsdonner fuule Millionsdonnerwättere, bruucht das as Dotze für so nes Zündhölzli zfrage! Däm seit me gschaffet, i wiu ech Mores lehre, dier Sidiane!» Und dann mööggete er: «Major Wäber zu mir!», und als unser Major sich vor dem «Ajax» und dem zürnenden Brigaderüedu in Achtungstellung pflanzte, liedete er ihm herunter, was das Zeug hielt. Wir seckelten mit unserem Balken schnell dem Schützengraben zu und hörten noch die Stentorstimme des Obersten: «Das mueß mir angers ga, Schtärnetusigdonnerwätterabenangere!», und damit setzte er seinem Elefanten die Sporenein und galoppierte zum Bataillon 30 hinüber. Nun wurde der Rüffel des Brigaderüedu streng nach der hierarchischen Ordnung nach unten weitergegeben, Major Weber ließ seine Signalpfeife schrillen und schrie: «Die Herren Kompaniekommandanten!» «Kompaniekommandanten zum Herrn Major!» wurde den Schützengräben entlang der Befehl weitergegeben, und die vier Häuptlinge kamen herbeigerannt, und der Major las ihnen die Postordnung herunter; dann rannten die Häuptlige zu den Kompanieabschnitten und piffen und mööggeten: «Die Herren Zugführer zu mir!», und die je vier Zugführer der Kompanie konnten ihre Predigt anhören und seckelten darauf zu ihren Zugsabschnitten und piffen: «Unteroffiziere antreten!» So sickerte der Zorn des Brigadiers, je nachdem verdickt oder verdünnt, bis zu uns Füsiliere herab, und ich muß sagen, bei uns war es bereits ein laues Wasserlein. Oberleutnant Vollenwyder hatte schon abgedämpft, und unser Gefreiter Steinhauer ließ uns antreten und meldete: «Manne, as isch wieder einisch dr Tüfu los! Mier siige aus fuuli Cheibe, hett dr Herr Oberscht gseit! Aber er meints nid so böß! Rüedu het auwäg schlächt pfuuset! Aber jitz göht dra hi u schpeuet i d'Fingere! » Es war tatsächlich so, wir mochten von unserem Bridagerüedu alles verliide und gingen nun wie verrückt ans Schänzele. Wenn uns ein anderer so angesungen hätte, würden wir andere Muggere gemacht haben.

Zum Abschluß dieses Ablösungsdienstes ging es in die großen Hauensteinmanöver; unsere Division mit zusätzlicher Artillerie und einer Kavalleriebrigade kämpfte gegen das ganze dritte Armeekorps, und es ging so hitzig her, daß die Schiedsrichter oft ernsthaft eingreifen mußten. Unser Bataillon gelangte in den Jurawäldern in die Stellungen eines Thurgauer Bataillons, und man schoß aufeinander auf drei Meter; einem Soldaten wurde ein Auge herausgeschossen, ein anderer bekam einen gefährlichen Schuß in den Mund, und mit Kolbenstößen wurde mancher niedergeschlagen, und

als die Trompeten Gefechtsabbruch bliesen, begann ein Gewehrfeuer, wie ich es meiner Lebtag nie mehr hörte! Alle jagten noch aus dem Gewehr, was in den Patronentaschen war, und es ging zehn Minuten, bis die herumgaloppierenden Adjutanten und Schiedsrichter endlich das verrückte Feuer gschweiggen konnten. Der Ryser lag hinter einem Baum und hatte den Abzugbügel mit dem Nasenlumpen zurückgebunden und gab die Lader heraus wie Maschinengewehrfeuer. Als in unserm Abschnitt das Feuer endlich abebbte, chräschelte es noch dem Jura entlang und weit ins Aaretal hinab, als ob zehntausend Riesen dürre Aeste zerbrächen. General Wille hielt dann Kritik und rügte mit scharfen Worten diese ungehörige Schießerei nach Gefechtsabbruch, und man vernahm, in den letzten zehn Minuten der Schlacht seien fast eine Million Schüsse hinausgepfeffert worden für nüt und aber nüt. Aber wir Dätel hatten eine göttliche Freude an diesem Schlußbukett.

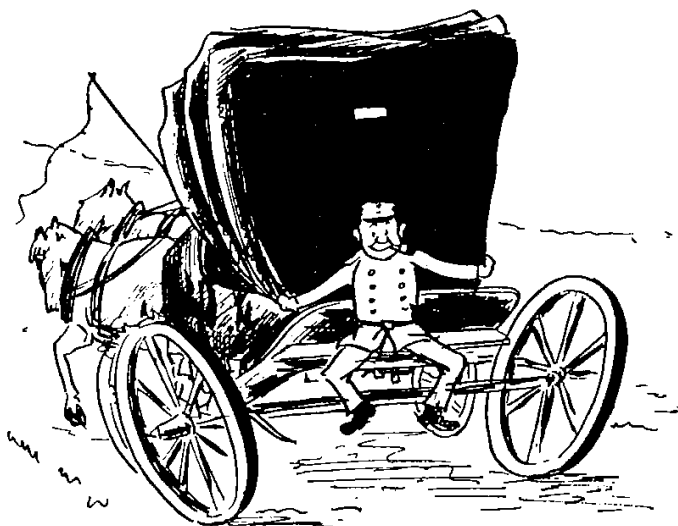
An die Pferde!

Schon lange hatte ich ein Gesuch hängig, zum Train versetzt zu werden. Es war dies die einzige Möglichkeit, doch noch zu einer berittenen Waffe zu kommen, aber auf dem Divisionskommando machte man mir wenig Hoffnung. Es lägen mehr als siebenhundert Versetzungsgesuche von Infanteristen vor, die alle zum Train möchten, fast ausschließlich Bauern. Es wurden dann tatsächlich nur drei dieser Gesuche bewilligt, darunter das meine. Mit zwanzig Jahren und nach fast zwei Jahren Aktivdienst wurde ich wieder Rekrut. Im kantonalen Zeughaus in Bern, wo ich meine Füsilierausrüstung und Waffen gegen die Trainuniform und das Kurzschwert austauschte, übergab man mir als «altem» Soldaten das Kommando über sieben wirkliche Rekruten, die ich nach Kloten zu dirigieren hatte. Als ich mit meinen sieben Schwaben, die noch nicht einmal im Schritt laufen konnten, dem Bahnhof zumarschierte, begegnete ich dem Siebel in seinem Martiniwagen und winkte ihm und er stoppte. Wie er mich in der Trainuniform erkannte und hörte, daß ich noch einmal von vorne anfangen wolle mit militärten, konnte er sich vor Staunen kaum erholen. Ob's mir eigentlich im Gring fähle, noch einisch hingerfür und dann noch bei einer so altmodischen Waffe, nei emu o! Ich seig ja vom Aff bisse, so einen verfluchten Blödsinn habe er seiner Läbtig noch nie gehört. Ich sagte ihm, ja das könne er natürlich nicht kapieren, so eine Benzinmoore, aber ich wolle nun einfach zu den Pferden. Dienst tun müsse ich ja einewäg und mit den Rossen seig es dänk kurzwiliger und so, eine Rekrutenschule noch einmal zu schmettern, werde wohlöppe nicht dr Tüfu alle si! Der Siebel schüttelte den Kopf: er kondoliere mir von ganzem Herzen, aber wenn einer verrückt wärdi, fange es ihm gewöhnlich im Gring an und ich solle daran denken, wenn ich dann den ganzen Tag lang Roßbollen schütteln müsse. Ich solle mit den Säuglingen da einsteigen, er fahre uns rasch zum Bahnhof, är heig noch grad Ziit. Das ließen wir uns nicht zweimal sagen und fuhren stolz und grimm - wie ein Ueberfallkommando, neun Mann, hoch im Milchgäßli vor, wo sich der Siebel nochmals unter Kopfschütteln, blöden Witzen und Gelächter von mir verabschiedete, derweil ich meine sieben Rekruten wieder zu einem Zügli zusammenmüpfte, um einigermaßen geordnet und militärisch aufs Perron zu marschieren und in den Züri-Zug zu steigen.

Schulkommandant der «Trainrekrutenschule der fünften und sechsten Division» in Kloten war der Hauptmann im Generalstab Labhart, der spätere Kommandant des vierten Armeekorps und der Festung Sargans. Instruktionschefs waren die Artilleriehauptleute und spätern Obersten Gübeli und Dürst, Reitlehrerchef der Artillerie Oberleutnant von Sonnenberg. Das war die von der Artillerie gestellte Elite obenaus, denn der Train war in der Ausbildung der Artillerie unterstellt. Die erste Hälfte einer Trainrekrutenschule war ähnlich wie bei der Kavallerie, jeder Rekrut erhielt ein Regiepferd zugeteilt. Reiten, Pferdepflege und Pferdekennntnis, Stalldienst und Fußexerzieren waren das Tages-Arbeitspensum der Rekruten. Ich erhielt einen herrlichen Kohlfuchs, den «Compromiss», der mich ein paarmal kompromiðlos zünftig aus dem Sattel warf. Als «alter» Soldat brauchte ich die Soldatenschule, das Turnen und die Theoriestunden nicht mitzumachen, vielmehr kommandierte mich der nicht gerade schreibgewandte Trainfeldweibel für diese Zeit aufs Kompagniebüro, wo ich ihm Mannschaftsverzeichnisse und Stall-Listen erstellen mußte und ihm seine Rapporte zu korrigieren und oft ins Reine zu schreiben hatte. Er war ein Meisterknecht aus dem St.Galler Oberland, ein gutmütiger und nicht gerade selbstsicherer und vor den Offizieren fast in Ehrfurcht ersterbender Miteidgenosse, der das alles durch zeitweiliges Brüllen rangabwärts zu kompensieren suchte. Er fraß den ganzen Tag rohe Zwiebeln und Knoblauch, und wenn der Kompagniekommandant Oberleutnant Tanner, ein Bauer aus dem Thurgau, der doch etwas punkto Stallgeruch und verwandten Odeurs vertragen konnte, ins Büro trat, so möögte er jedesmal: «D'Fenschter ufmache, gopferdeckel, wa isch da für an huere Suugschtank da inne».

Als Zugführer hatte ich den einzigen Berner Offizier der Schule, Leutnant Berger von Hilterfingen, einen vorzüglichen Reiter und guten Truppenoffizier. Hilfsinstruktoren waren die Artillerie-Adjutantunteroffiziere Schachtler und Boner, der erstere jung und schneidig, der letztere der bärbeißige aber gutmütige Senior des Hilfsinstruktorenkorps, klein, dick, mit einem Seehundsschnauz und Säbelbeinen, aber ein erstaunlich gewandter Reiter. Die Unteroffiziere und Rekruten waren fast ausschließlich Ostschweizer Bauern, Bauernknechte, Fuhrleute und Milchträger. Bei unserm Zuge hatte es ein paar Urschweizer, wie den Deschwanden aus dem Urner Maiental, der vor dem Einrücken noch nie eine Eisenbahn gesehen hatte, geschweige denn ein Automobil. Er war mit einer Hahnenfeder auf dem Hut eingerückt und wollte mit allen raufen, und da er herkulische Kräfte hatte, warf er einen um den andern auf den Rücken. Er geriet auch hinter mich, aber als Nationalturner dachte ich diesen wilden Sennenbub leicht zu werfen. Da irrte ich mich, allen Kunstgriffen und Finten setzte er seine klotzige Berglergestalt entgegen und nach einer viertelstündigen Knorzerei endete der Gang unentschieden. Er hatte keine Ahnung von der militärischen Disziplin und Subordination und wollte auch mit jedem Unteroffizier fählen, und als einmal der Fourier beim Stalldienst daherkam und einige Materialnotizen machen wollte, nahm ihn der Deschwanden ungsinnet am Füdle und warf ihn im Schwik auf den Misthaufen. Der Fourier, ein schwächtiger Gemeindeschreiber irgendwo aus dem Zürcher Oberland, fing natürlich an zu mööggen, was das bedeuten solle, er wolle ihn lehren, wie man mit Vorgesetzten umgehe, er fliege jetzt auf den Rapport. Im Kompagniebüro konnte ich das dann dem erzürnten Fourier ausreden, ich sagte ihm, solche Ruechen wie den Deschwanden könne man nur langsam dressieren, aber der meine es nicht böse. So ging der Zwischenfall für den Deschwanden mit einer Strafstallwache ab, worüber er übrigens sehr verwundert war.

Das Schönste für mich war das Reiten und der Stalldienst. Der Feldweibel wollte mich auch vom Stalldienst befreien, damit ich noch mehr im Büro helfen könne, aber ich konnte ihn davon abbringen, meinen «Compromiss» wollte ich selber putzen und besorgen. Die Kasernenverwaltung verfügte über eine Kalesche, um hohe Besucher vom entlegenen Bahnhöfli abzuholen, und bereits in der zweiten Woche wurde eine Inspektion durch den Waffenchef der Artillerie angekündigt. Der Korporal Maurer wurde beordert, das Gespann zu führen, und ich wurde ihm als Pferdehalter zugeteilt, im Fond saß der Schulkommandant mit seinem Adjutanten. Da Oberstdivisionär Kunz seinen Bedienten mitbrachte, erhielt ich am Bahnhof Befehl, diesem für die Rückfahrt meinen Platz auf dem Bock abzutreten. So fuhr die Kalesche in flottem Trab vom Bahnhöfli weg und ich salutierte, dann nahm ich die Länge füre und cheibete ihr nach und setzte mich auf die hintere Achse.



In Sicht der Kaserne sprang ich ab und trabte in langen Sätzen hinterher, und als die Kutsche im Kasernenhof anhielt, war ich auch schon bei den Pferden und hielt sie am Zügel. Der Oberstdivisionär war höchst verwundert, klopfte mir auf die Schulter und sagte zu den umstehenden Offizieren, das heiße er einen wahren Marathonlauf, solche Rekruten lobe er sich. Dieses zumeist unverdiente Lob genierte mich etwas, aber ich hatte keine Gelegenheit, zu melden, ich seig ja fast die ganze Strecke hinten aufgesessen, denn der Waffenchef wandte sich mit den Offizieren bereits einer Reitklasse zu, die eben vorbeiritt.

Mit einigen dieser Trainrekruten aus der innersten Innerschweiz war es ein Kreuz, ihnen die militärische Subordination klarzumachen. Dem Deschwanden war es einfach nicht beizubringen, daß er die Unteroffiziere und Offiziere nicht duzen dürfe. Immer wieder fragte er mitten im Exerzieren: «Düi Korporal, wie häsch jitze gsät?» Man wußte nie, war er so naiv und weltfremd, oder so durchtrieben und pffiffig, denn er gab meist schlagfertige Antworten voll Mutterwitz. Als ihn einmal Oberleutnant Tanner beim Hauptverlesen anschrie: «Däschwanden, wänn du no an dümmere Chäib findsch, als wa du bisch, so erschieß en dänn!» Der Deschwanden besann sich gar nicht und grinste disziplinwidrig: «U wänns dänn di briicht, Oberlittenant?»

«Lache, Bajazzo»

Der Dienst wurde strenger, als wir die Regiepferde abgeben mußten und die Bundespferde faßten und die Fahrschule begann. Jeder hatte nun zwei Pferde zu besorgen und als Vorreiter gab es manches Donnerwetter und als Deichselreiter manchen Schlag ans Wadenbein. Damals mußten wir Trainrekruten noch alles lernen, das Armeetrainfahren vom Sattel aus als Vor-, Mittel- und Deichselreiter, das Linientrainfahren vom Bock aus und das Säumen. Es ist falsch, die Freiburger als Kaltblüter zu bezeichnen, der Großteil dieser Jurapferde ist sehr sprützig und hat so viel Temperament wie die Halblüter. Bei den Fahrübungen gab es auch manchen erregenden Zwischenfall, hie und da ein durchgehendes Gespann, das über die Klotener Allmend, den heutigen Flugplatz, dahingaloppierte. So kam auch einmal der Fourgon des Deschwanden dahengerast und der rief vom Bock herab: «Hebets, hebets!» Aber es war nichts mit «hebe», das Ganze überbockete bei einem tiefen Wassergraben und den Deschwanden stellte es grindvoran ins Ried. Als der Leutnant Berger hinzugaloppierte und besorgt fragte, ob es ihm etwas getan, wischte sich der Maientaler Rekrut den Dreck aus den Augen: «Nä-näi, Littenant s'hätt nu a Ladli vürrührt!» Man hatte Bedenken, so Ruechen wie den Deschwanden in Sonntagsurlaub bis nach Züri hinein bummeln zu lassen, so chärete er mir, ich solle ihn doch einmal mitnehmen. Also zogen wir eines Sonntags nach dem Frühverlesen ab und ich hatte den ganzen Tag mein Gaudi, denn der Deschwanden fiel in der helvetischen Großstadt von einem Staunen ins andere. Wir fuhren in einem Gondeli hinauf bis nach Stäfa, aßen gut zu Mittag, ich hatte große Mühe, meinem Sennen beizubringen, er solle nicht alles mit dem Messer in den Mund stoßen. Dann ging's zurück nach Zürich, ins Landesmuseum und zu sonstigen Sehenswürdigkeiten, und natürlich gegen Abend noch in ein Tingeltangelrestaurant im Niederdorf, obschon wir jeder nur noch grad fünfzig Rappen im Portemonnaie hatten. Damals wurde in diesen kleinen Konzertschänken von den Künstlern nach jeder Darbietung mit dem Teller einkassiert. Ich sagte dem Deschwanden, wir müßten jetzt erst «Münz» machen und jeder bestellte ein Großes und ich bezahlte das meinige, gab der Serviertochter den letzten Fünfinger und sagte, ich hätte dann gerne chli Münz use. Sie erwiderte schnippisch, da könne sie dank auf ein großes Bier nicht mehr viel Münz herausgeben, und als ihr auch der Deschwanden auf seiner riesigen Prätze einen Fünfinger hinhielt und erklärte, er müsse dann «Chläigeld» ha, meinte sie natürlich, wir wollten sie auf den Hut nehmen und schmiß jedem zwei Zehner hin als Usegäld. Wir insistierten jedoch, wir wollten Kleingeld, lauter Fünfer, die sie uns schließlich mit Schimpfen auf den Tisch zählte. Nun gaben wir jedesmal, wenn sie mit dem Teller kamen, einen Fünfer, einmal ich, das andere Mal der Deschwanden, und sagten dazu, es seig dann grad für beid zäme.

Der Bajazzo, der bei uns einkassierte, wollte reklamieren, ein Fünfer pro Person seig dann ds Mindscht, was man geben könne, aber wir erklärten ihm, ds Militär würde wohl halbe Taxe haben. Als die Fünfer alle waren, dachten wir, das nächste Stückli nur so etwas mehr als halb noch anzusehen und uns dann zu drücken, aber der Bajazzo cheibete uns nach mit dem Teller und erwischte uns noch unter der Türe und schrie, jaja, das kenne er, das Stückli noch ganz anzuschauen und dann abzuseckeln. Wir sollten da noch jeder einen Fünfer ribe. Wir sagten, wir hätten jetzt genug gegeben

und seigen vollständig stier und zeigten ihm unsere leeren Geldsäckel, worauf er eine verächtliche Grimasse schnitt und uns mit großer Geringschätzung entließ. Wir hatten grad höchste Zeit, auf den Bahnhof zu cheiben und mußten noch auf den Zug aufspringen.



Das Ende der Trainrekrutenschule brachte noch einen manövermäßigen dreitägigen Ausmarsch. Ich erhielt ein Regiepferd und mußte Hauptmann Labhart als Meldereiter begleiten. Irgend an einem Brennpunkt der «Schlacht», wo die verschiedenen Trainkolonnen passieren mußten, stellten wir die Pferde in den Stall eines kleinen Dorfes, dann bezog der Schulkommandant in einem Bauernhause hinter Geranien Posten und konnte so den Vorbeimarsch kontrollieren und seine Notizen darüber machen, ohne daß die Vorüberziehenden eine Ahnung von unserer Anwesenheit hatten. Die Herren Offiziere waren dann sehr verwundert, als ihnen der Schulkommandant an der Manöverkritik allerlei fehlerhafte Details in den Marschkolonnen vorhalten konnte. Hauptmann Labhart war ein forscher Reiter und ich hatte das Gefühl, er wolle mich auf dem Heimritt nach Kloten ein wenig fecken, er galoppierte quer durch die Wälder und nahm manchen Steilhang und eine Kiesgrube im Jagdgalopp, aber ich hatte vom Adjutanten Boner ein ausgezeichnetes Regiepferd, den Irländer «Liliom Meteor» und vermochte ihm zu folgen. Das letzte Straßenstück im Schritt rief mich der Hauptmann neben sich und eröffnete mir, er werde mich für die Offizierslaufbahn vorschlagen und ich werde in die nächste Unteroffiziersschule einrücken.

Bärtschi Bärtus Bärtu

Als ausgebildeter Trainsoldat wurde ich dem Stab des Bataillons 38 zugeteilt. Damals kamen die besten Fahrer zum Gefechtstrain, um die Munitionscaissons der Kompanien zu führen, die durchschnittlich guten zum Küchentrain und die etwas schwerfälligeren zum Bagagetrain. Die Mindesten von allen wurden für den Requisitionstrain bestimmt und hatten jene zusätzlich requirierten Leiterwagen und Bauernbrückenwagen zu kutschieren und fuhren am hintersten Schwanz des Bataillons. Ich war nicht gerade stolz, als ich einen solchen Leiterwagen zugewiesen bekam, und

zusammen mit einem andern Leiterwagenfuhrmann, dem Bärtschi Albert, einem etwas versoffenen Korber irgendwo aus dem Rüscheegg, die entlegenste Stallung in Delsberg als Kantonement erhielt, im Orphélinat hoch oben über dem Städtchen. Der Train war damals noch für die meisten Infanteriekommandanten das notwendige Uebel, ein schwer zu disziplinierender Sonderverein, den man möglichst wenig in direkten Kontakt mit der Truppe kommen ließ - und wenn irgend angängig am Rande der Ortschaften einquartierte, den Requisitionstrain meist ganz nebenaus.

Bataillonskommandant war Major Guggisberg, der nachmalige Oberst und Regierungsrat des Kantons Bern, Bataillonsadjutant Oberleutnant Fred Bieri, der Berner Kunstmaler, Zeichner und Karikaturist des «Bärenspiegels», und als unmittelbaren Vorgesetzten hatte ich den Trainwachtmeister Dennler Jakob, seines Zeichens Milchfuhrmann beim Konsum in Olten, ein wahrer Riese von Gestalt, mit einem blondbraunen Schnauz, ein gutmütiger, in allen Situationen ruhiger und besonnener Mann, für uns Dätel mehr der wohlgesinnte ältere Kamerad. Droben im Waisenhausstall waren wir weit vom Geschütz und konnten das herrlichste Leben führen, aber zuerst gab es noch eine Usmarchete mit Bärtschi Bärtus Bärtu, wie er geheißen wurde, weil er selbst erzählt hatte, so nenne man ihn, da schon sein Vater Bärtu geheißen habe. Item, als wir mit unsern zwei stolzen Zweispännern in unserem hochgelegenen Quartier angelangt waren, stellte der Bärtschi Bärtu seine Rosse einfach in den Stall und machte sich mit seiner Gamelle seitwärts an die Sonne, um seinen Spatz zu spachteln. Ich rief ihm, er solle zuerst die Rosse richtig versorgen, abschrirren, d'Bei abewäsche und füttern, dann werde gegessen, zuerst kämen dank die Rosse und dann wir. Der Bärtschi muulete zurück, das göng mich einen Dräck an, ich habe ihm nüt zu befählen, är mache was är wolle und siner Roß seigen noch immer bsorget worden, ohne daß so ein junger Schnuderhung d'Schnurre drii hänke. Wenn es mir pressiere, so könne ich ja seine Piggere auch grad abschrirren und ihnen d'Scheiche abewäsche, es täte es mir sauft, so einem Rekrut, einem alten Dätel (er war etwa dreißig) etwas abzunehmen. Sobald es um Pferde ging, verstand ich keinen Spaß. So ging ich zu ihm hin und riß ihm mit einem Ruck die Gamelle aus der Hand und sagte ihm ruhig, er könne grad machen, wie er wolle - entweder bsorge er sofort seine Rosse oder er bekomme auf den Ranzen, und zwar zünftig. Bärtschi Bärtus Bärtu sah mich mit Erstaunen und Zorn an, dann sprang er wütend auf und ergriff einen Geißelstecken und zog mir auf und mööggete, er wolle mich lehren, einem alten Dätel d'Gamälle vor Schnurre wegzuschriißen. Es war mir ein leichtes, ihn zu unterlaufen, ihm die Arme an den Leib zu pressen und ihn zum Brunnentrog zu schleipfen und ihm dort den Gring unter die Röhre zu halten. Er mööggete und versuchte, mich zu stüpfen, aber ich ließ nicht lugg und sagte kategorisch: «Bärtu, wosch diner Roß bsorge enangenere nah oder süsch trögle di bis d'gnue hesch!» Als er weiterfluchte und stüpfte, tünkelte ich ihm den Chürbis ein paarmal so lange unter, daß er Blattern obsi gurgelte; da gab er nach und schnoppete, ich seig ein frecher Cheib, aber er wolle minetwäge die Chlöbe bsorge, aber mich gebe er beim Wachtmeister an, der werde mir dann d'Poschtornig scho abeläse. Ich ließ ihn los und sagte, das könne er, weder dann solle er luegen, wie es herauskomme. Wir hätten hier die schönste Läbtig, wenn wir Roß und Wagen in Ordnung hielten, und sonst seigen sie uns ufsetzig wie der Tüfu und dann habe er den Dräck. Bärtschi Bärtus Bärtu wäffelte noch, als er hinter seine Rosse ging, aber von da an hatte ich gutes Spiel mit ihm. Wir teilten uns in die Arbeit. Er fragte dem Reiten und Ausrücken nicht viel nach; so bewegte ich am Morgen nach dem Stalldienst alle vier Pferde über die

herrlichen Weiden und durch die Wälder, und er fummelte inzwischen die Beschirrungen, mistete, wusch und schmierte die zwei Leiterwagen, mit denen er tadellose Parkordnung erstellte. Ich ging alle zwei Tage fassen und die Post holen in Delsberg, und wir führten ein Leben wie Gott in Frankreich, und niemand gefiel es nun besser so nebenuß als dem Bärtschi. Ich sagte ihm, das seig nüt, daß unsere Rosse nur Nummern hätten und keine Namen, wir wollten sie taufen, die Kavallerierosse hätten auch alle Namen. «Oeppis Dumms aso», erwiderte erst der Bärtschi Bärtu, aber dann wählte er selbst für seine zwei braunen Freiburger die Namen: «Köbu» und «Züsi» sollten sie heißen. Für meinen Eisenschimmel und meinen Goldfuchs bestimmte ich klangvollere Namen - «Cromwell» und «Ilsebill». Der Bärtu sagte, seigen jetzt noch saublöde Namen für Rosse, settige hätte er siner Läbtig noch nie gehört. Aber ich ließ mich nicht beeinflussen und fertigte für alle vier Rosse Stallplaketten an, die wir an den Heubarren anbrachten, und so leuchteten auf hellem Karton in schöner roter Farbe die vier Namen. Wir hatten nun acht herrliche Tage, wie Ferien, schon hinter uns; da waren wir an einem Samstag beim Stalldienst, als drei Reiter angetrabt kamen, der Bataillonskommandant selbst mit dem Adjutanten und Wachtmeister Dennler. Ich meldete das Kantonement, und sie stiegen von den Pferden, und der Bärtschi sprang hinzu und nahm sie ihnen ab, derweil ich den Stall, unser Glieder im Tenn und die Parkordnung zeigen mußte. Sie inspizierten alles sehr genau, dann erklärte Major Guggisberg, es sei gut, so wolle er es haben, man könne uns hier oben lassen bis zur Dislokation. Hierauf saßen sie wieder zu Pferd und trabten der Vorburg zu bergwärts. Bärtschi Bärtus Bärtu schmunzelte und sagte, es seig doch gut, daß wir alles im Schuß gehabt, sonst hätten, wir dr Tüfu söus näh nach Delsberg hinunter müssen zu den andern und das wäre ihm nadisch verflucht zwider gsi.

Aber auch dieses Idyll mit Bärtschi Bärtus Bärtu und unsern vier Rossen hatte ein plötzliches Ende. Am nächsten Donnerstag kam der Wachtmeister Dennler herauf mit einem Trainsoldaten und sagte mir, der übernehme mein Gespann und ich solle meine Sachen hantli zusammenpacken und mich in Delsberg unten auf dem Bataillonskommando melden, er wisse nicht wegen was. Ich zerbrach mir den Kopf beim Hinuntermarschieren, was wohl los seig, etwas Gutes oder Ungutes. Auf dem Bataillonsbüro empfing mich Oberleutnant Bieri lächelnd und sagte mir, er gratuiere, der Herr Major habe mich zum Gefreiten ernannt und morgen früh müsse ich in die Unteroffiziersschule nach Bülach. Nun ging mir ein Licht auf, warum man mich, den Offiziersaspiranten, zum Requisitionstrain eingeteilt und ausgerechnet mit Bärtschi Bärtus Bärtu nebenaus und scheinbar acht Tage lang unbeobachtet gelassen habe. Es war also doch gut, daß ich den Bärtschi gleich am ersten Tag in den Senkel gestellt hatte, obgleich es mir wirklich damals nur um die Pferde zu tun war.

Im Feld des Morgens früh...

Einrücken in der Artilleriekaserne Bülach. Ich war mit meinen knapp 20 Jahren wieder einmal der jüngste, aber an geleisteten Diensttagen der älteste Unteroffiziersschüler, zudem war ich Gefreiter, und da nicht genügend Unteroffiziere da waren, erhielt ich einen Beritt von sieben Mann als Gruppenführer. Ich wurde dem welschen Zug zugeteilt und hatte welsche Freiburger, Waadtländer

und Unterwalliser. Kommandant der Schule war Artillerieoberst Altwegg, Instruktionschef Hauptmann Gübeli. Ich erhielt ein herrliches Regiepferd, den Lehmfuchs R. 612 «Kadi»; er bockte mich zweimal grindvoran über den großen Wassergraben, aber ich ließ nicht lugg, und von da weg sprang er glänzend jedes Hindernis. Der Dienstbetrieb war streng und soldatisch; mit meinen Welschen kam ich vorzüglich aus. Erst schnitten sie etwas schiefe Gesichter, als sie einen «Bernois» zum Berittchef bekamen. Aber ich ging abends mit ihnen aus und wußte ihnen beizubringen, daß, je schneidiger wir auch die ihnen nicht besonders sympathische Soldatenschule erledigten, je ringer wir es hätten. Die Welschen sind vorzügliche Soldaten, wenn man sie zu nehmen weiß und nicht mit ihnen preußelt. So war es jeweils eine Freude, wenn ich an Gruppeninspektionen auf dem weiten Kasernenhof von Bülach möögnete: «Deuxième groupe, en avant, pas cadencé - marrsche!» und dann meine Rebbauern aus dem Lavaux und dem untern Rhôneal und die zwei Sennenbuben vom Greyerzerland ihre Beine schmissen wie Anton. Oder am Morgen früh, wenn unsere acht Pferde durch den Tau trabten über das endlos scheinende Moorfeld von Bülach und ich ihr Schnauben überschrie: «Aaaaa galop - marrsche! Tenez, tenez - serrez!» Ja, das war immer der herrlichste Abschnitt des Tages, diese frühen Morgenritte, oft auch zugsweise mit unserem welschen Leutnant Panchard voraus. Dann im weitem Vormittag die Fahrschule auf der Allmend, einspännig, zweispännig, vierspännig, sechsspännig, achtpännig, zwölfpännig im Schritt und Trab und Galopp mit den alten, schweren, hochräderigen Exerzierkanonen, das Fahren mit der Stoßdeichsel, Hügel auf, Hügel ab, die langen Märsche, dahintrabend auf damals noch staubigen Landstraßen, das Einrücken, Mann und Roß wie Mehlsäcke, das Absitzen in Bewegungen und wieder Aufspringen und Abspringen, dann Ausspannen, Abschirren, Abreiben und Abschwammen der Pferde im Eiltempo, Vortraben, Einstellen, Heustecken, Geschirrfummeln, Sättelabschweißen, Tränken, Hafern, alles hoppadihopp, hierauf erst persönliche Säuberung und im Schnellschritt zum Spatz - das nahm manches ungelenke Bauembubli tüchtig auseinander. Und dann nach einer kurzen Mittagspause die Soldatenschule, das Fußexerzieren und Turnen und die Theoriestunden, bei denen mancher einpfusete und eine Strafstallwache über Sonntag einfing - der Abendstalldienst und der innere Dienst und Kleiderinspektion an jedem Hauptverlesen - das war ein vollgerütteltes Tagespensum, aber es war eine soldatische Zeit, und es war eine herrliche Zeit. Der Schweizer Soldat, der geborene Soldat, leistet das willig und hat trotz aller Strapazen Freude daran, wenn er dabei gerecht behandelt und nicht schikaniert wird. Die zweiundzwanzig Tage Unteroffiziersschule gingen herum im Schwick. Oberst Altwegg hielt uns am Entlassungstag eine Ansprache voll Anerkennung, er habe noch selten eine so schneidige Unteroffiziersschule kommandiert.

Im schönsten Wiesengrunde ...

Wiedereinrücken als Trainkorporal zum Bataillon 38, das inzwischen in den baselländischen Jura disloziert hatte. Major Guggisberg war befördert worden, und das Kommando hatte Major im Generalstab Wettstein übernommen. Herrgott, war das nun ein stolzes Leben! Als Trainkorporal kam man sich so gewichtig vor wie ein Infanteriehauptling - ein eigenes Pferd, eine zugeteilte

Pferdeordonnanz, das Kommando, über mehr als siebzig Mann und mehr als fünfzig Pferde - denn auch die Offizierspferde und auf dem Marsch die Ordonnanzen, die Wagenwachen, die Hufschmiede, die Büchser und die Küchenmannschaft waren dem Trainunteroffizier unterstellt. Heute haben die Bataillone Trainoffiziere - damals erst die Regimenter - die Herrlichkeit der Trainkorporale und - wachmeister gehört der Geschichte an, sie sind nicht einmal mehr beritten. Der Trainkorporal als Miniaturgeneral existiert nicht mehr.

Der Stab war in Zeglingen einkantonniert, ich mit meinem Rappen «Adelante» in der alten Mühle, die etwas abseits im Wiesengrunde steht. Dannzumal wurde im Basler Jura noch eifrig posamentet; fast in jedem Hause von Zeglingen ratterten die großen Webstühle, über deren Rollen feine Seidentücher in allen Farben sich langsam aufwickelten. Der Müller von Zeglingen hatte drei Töchter, die beiden älteren posamenteten den ganzen Tag bis in den späten Abend, und die jüngste, schlank und scheu wie ein Reh, mit ihren dunklen Augen und braunen Zöpfen, war kaum der Schule entwachsen und besorgte schon die Haushaltung. Die alte Mühle von Zeglingen war ein romantisches Dreimäderlhaus, und jede dienstfreie halbe Stunde war ich dort anzutreffen und hatte zum Excusé nach meinem Rappen zu schauen.

Bärtschi Bärtus Bärtu grinste, als ich seinen Stall nebenaus inspizierte und nach den Stallplaketten mit den Pferdenamen fragte. Die habe er verschrissen; die andern Träng hätten ihn ausgelacht, das seig ein Glöu, solche neuen Fürze kämen nicht in d'Chränz. So, sagte ich etwas pikiert, das wollten wir gleich sehen, jetzt bekämen alle Pferde im Bataillon 38 Namen. Zwei Abende lang suchte und zeichnete ich mit den drei Müllerstöchtern klangvolle und viele poetische Pferdenamen, und neben den «Käthi», «Mädi», «Flory» gab es «Kabale» und «Liebe», «Don Juan» und «Sausewind», und die Großmutter half noch mit der Bibel nach, und ein «Hesekiel» und ein «Daniel» und «David» wurden aus der Taufe gehoben.

Immer, wenn man sich im Dienst irgendwo gemütlich eingenistet hat, heißt es scheiden. Um eine Armee, die jahrelang Gewehr bei Fuß stehen und in bloßer Bereitschaft das Land schützen muß, in Schuß zu halten und sie nicht verweichlichen zu lassen, sind diese ewigen Dislokationen wohl das Richtige und wurden jedenfalls während der ersten Grenzbesetzung von General Wille immer wieder verfügt. So schlug auch für uns Achtunddreißiger allzu früh die Abschiedsstunde im heimeligen Zeglingen, und wir ließen das gastfreundliche Dorf und die alte Mühle mit den drei hübschen Müllerstöchtern hinter uns und marschierten wieder einmal in den Berner Jura, der Stab nach Delsberg, die Kompanien in die umliegenden Dörfer, nach Courroux, Courrendlin, Vicques und Choindez. Für mich waren diese auseinanderliegenden Standorte mit vielen Einzelställen das reiterliche Ideal, ich konnte auf meinem Rappen den ganzen Tag von Dorf zu Dorf traben.

La Madelon pour nous n'est pas sévère ...

Wenn man vom Bahnhof Delsberg den steilen Anstieg nimmt hinauf ins alte Städtchen, dann findet man seit vielen Generationen rechts des Einganges zum Hauptplatz die Bäckerei Piegay. Damals buk hier in der hinter dem Laden gelegenen Backstube der Großvater des heutigen Meisters seine feinen

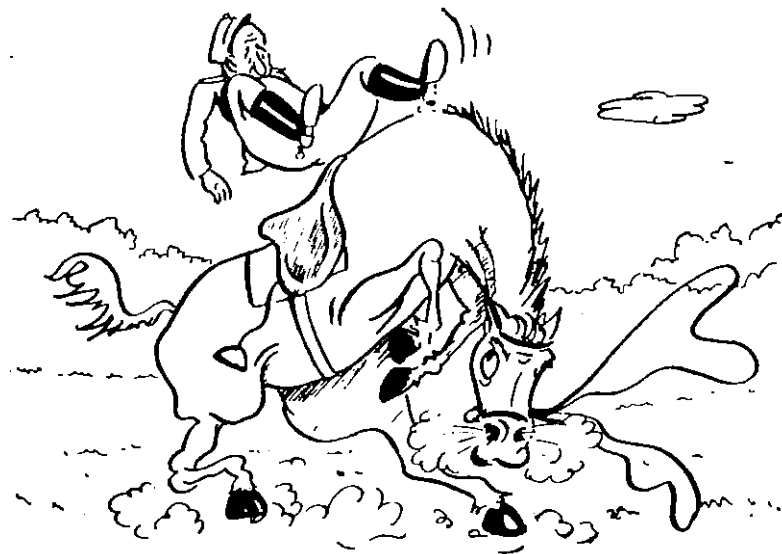
Kuchen, die wir so gerne aßen und gleich vom Ladentisch weg verzehrten. Wir kamen allerdings gar nicht wegen den Kuchen, vielmehr um die wunderschöne Großtochter Madelon anzuhimmeln, die im Jahre 1916 hier hinter dem Ladentisch die Kunden servierte und für jeden ein freundliches Lächeln hatte. Sie war das bezauberndste Meitschi von Delsberg, für mich die Schönste zäntume, die Herrlichste im ganzen Jura, die Lieblichste im Schweizerland mit ihren üppigen, kraushaarig schwarzen Locken, ihrem aristokratischen Näschen und den seidenen Wimpern über den leuchtenden Onyxaugen.



Ganze Abende bis zum Ladenschluß saßen oder standen wir in ihrem Laden und vertilgten Kuchen, derweil die andern Dätel von Beiz zu Beiz zogen oder ihre Freizeit verjaßten. Wenn ich in der Mehrzahl rede, so deshalb, weil ich in meiner Bewunderung einen Rivalen hatte, der ihr allerdings sehr bescheiden und still den Hof machte. Es war ein steinalter Kamerad aus der Vierzehner Infanterierekrutenschule, der Füsilier Lilienfeld, den wir bereits kennen und der nun Büroordnanz beim Divisionsstab im Delsberger Schloß war. Nach vierzig Jahren darf man eitel sein, und so kann ich feststellen, daß ich bei der Madelon Hahn im Korb und die Mitbewerbung Lilienfelds vollkommen aussichtslos war. Trat ich in meiner ganzen verliebten Größe in den Laden, dann begrüßte sie mich: «Ah, mon lion fort et généreux!» Den Lilienfeld aber neckte sie: «Bon soir, M'sieur Champ de lis, grand mangeur de petits gâteaux!» Der alte Papa Piegay hütete sie wie seinen Augapfel, und sie mußte mir stets liebenswürdige Körbe geben, wenn ich sie nach Ladenschluß irgendwohin einladen wollte. Aber am Sonntagnachmittag durfte ich mich dem gemeinsamen Familienspaziergang nach der Vorbourg hinauf anschließen, dann spazierten wir Arm in Arm möglichst weit voraus oder schlärpelten hintennach, bis uns der Großpapa zu sich kommandierte. Sie war eine echte Jurasserin, und ihretwegen dünkte mich der Jura noch einmal so schön, und sie hörte es gerne, wenn ich Bernermutz von «canton du Jura» und seinen tiefen Tannenwäldern und lichten Weiden schwärmte; heute würde mir das wohl im Zeichen des Separatismus übel ausgelegt werden. Ich war mächtig stolz, mit so einem wunderschönen Delsberger Kind aus ehrbarem Hause mich zu spienzeln, und der Neid beim übrigen Militär war groß und die Schadenfreude auch, als unerwartet und plötzlich das Regiment in die Berge von Pleigne und Bourrignon kommandiert wurde, um wieder einmal zu schänzeln. Die Madelon tröstete mich beim Abschied, sie habe einen Onkel in Movelier und werde es dem Großpapa

beibringen, daß sie einige Ferientage dort hinauf könne. Und so war es an einem prächtigen Oktobermorgen, als ich in Bourrignon meinen Rappen bestieg, über die Weiden des Mettemberges galoppierte, um dann gegen Movelier zu traben. Einen guten Grund zu diesem Ausflug hatte ich mir zurechtgelegt: ich wollte so nebenbei für das Bataillon Heu einkaufen, und der Quartiermeister war einverstanden, daß ich ihm diese oft nicht geringe Mühe abnahm. Der Maire von Pleigne hatte mir verraten, der Pächter der Löwenburg, hart an der elsässischen Grenze, hätte noch einige Fuder feil. So war ich schon in aller Herrgottsfrühe unter dem Fenster der schönen Madelon, und da das Fenster nicht allzu hoch war und ich auf meinem Rosse saß, konnte ich sie, als sie noch ganz verschlafen mit ihrer Cousine die Jalousie öffnete, gleichsam auf gleicher Ebene bewundern.

Diese Cousine war ein rotlockiger, sommersproßiger, rassiger Sauchrott, und plötzlich schwenkte sie aus dem Nebenfenster ein Leintuch, und mein Rappe stieg schnaubend und machte auf der Nachhand kehrt, und der «lion fort et généreux», der sich dieses perfiden Seitenangriffs nicht versehen hatte, lag auf dem Ranzen, derweilen «Adelante» mit fliegender Mähne das Weite suchte.

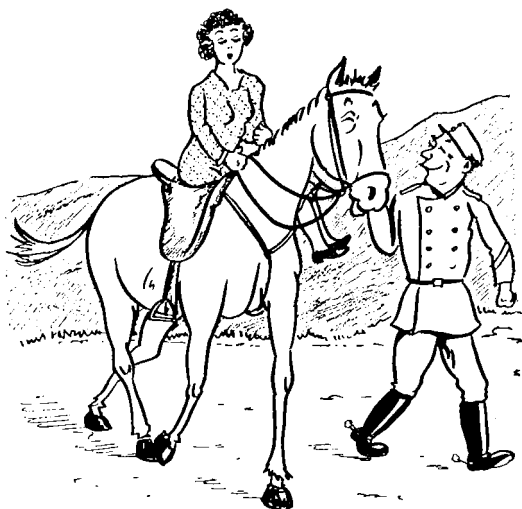


Ich lag exakt neben dem Misthaufen des Onkels von Movelier, und die Rotsproßige krümmte sich vor Lachen oben am Nebenfenster, so sehr die Madelon mit ihr schimpfte, aber dann lachten wir alle drei, und ich rappelte mich zusammen und bat die Madelon geziemend um etwas Geduld, ich müsse meinen «Adelante» suchen gehen. Mein Streित्रoß hatte übrigens nicht allzu weit mitten in einem Kleeacker seine Flucht abgebrochen und weidete friedlich. Ein durchgebranntes Pferd muß man nie verfolgen und nie von hinten angehen, man muß es in einem weiten Bogen umgehen und dann von vorne ruhig auf ihns zuschreiten und mit ihm reden. So lassen sich die meisten Pferde ohne weiteres am Zügel nehmen, und ich hatte auch meinen Rappen wieder und kam zurück und verabredete mit Madelon, daß ich auf dem Rückweg vorbeikommen und sie mich ein Stück Weges begleiten werde. So sang und jodelte ich den ganzen Weg, als ich hinunter ritt nach der Löwenburg, und vergitzelte

fast, als es hieß, der Pächter sei auswärts und komme erst gegen Mittag zurück. So war es auch, aber dann waren wir rasch handelseinig; es war gutes, richtiges Schmalenheu mit etwas Klee durchsetzt, das Beste für die Pferde, der Preis war im vom Quartiermeister bewilligten Rahmen und ich schloß gleich für den ganzen Vorrat ab, für acht Fuder. Dann lud mich der Pächter noch zu einem guten Mittagessen ein, und der «Adelante» bekam luter Hafer vorgesetzt, bis gnue, und es war schon gegen 1 Uhr, als ich nun erwartungsvoll Movelier zutrabte.

Die Rotsprossige im Roßhimmel

Die Madelon stand schon vor dem Haus, aber nicht allein. Die Rotsprossige war auch marschbereit, und mein Schwarm erklärte mir, der Onkel lasse sie nur mitkommen, wenn die Cousine sie begleite. Dagegen ließ sich ehrbarerweise nichts sagen, obgleich ich sie zum Teufel wünschte, und so zogen wir los - die Madelon, die Rotsprossige, der «Adelante» und der Trainchef des achtunddreißigsten helvetischen Auszögerbataillons, ich natürlich abgesessen, die Madelon am linken Arm, den Trensenzügel «Adelantes» am rechten und dazu noch ganz rechts außen an der Hand die Rotsprossige. Der «Adelante» war von dem vielen Hafer auf der Löwenburg ganz aufgeregt und tänzelte und tschalpete mir ein paarmal auf die Sporen, und ich schlug der Madelon vor, sie solle doch aufsitzen, jetzt sei grad Gelegenheit, ein wenig reiten zu lernen, und sie war sofort einverstanden. Ach, was mag es Herrlicheres geben auf der Welt, als eine schöne Frau, in die man kopflos vernarrt ist, in den Sattel eines feurigen Rosses zu heben, hoch hinauf wie in den Olymp - wie prosaisch dagegen heute das Unterkriechen in die niedrigen Motordroschken oder das beinespreizende, burschikose Aufhocken auf den Sozius eines verfluchten Töffs.



Edle Pferde gehen manierlich unter der leichten Last einer schönen Frau, und auch «Adelante» trippelte sorgsam, und die Madelon schwärmte, von so weit oben herab sei die Welt ganz anders, tausendmal schöner, es sei einfach superbe, magnifique, ravissant!

Die Rotsproßige bekam auch Glust auf diesen Roßhimmel, und ich frohlockte und dachte: Warte nur, du Saucheibli, dir will ich es reisen! Da die Madelon einverstanden war, ihr ihren olympischen Sitz abzutreten, glitt sie in meine Arme, und wer es noch nicht kennt, darf wissen, daß das Auffangen einer Dame vom Pferd herab das non plus ultra der konventionell erlaubten Genüsse ist. Der Rotsproßigen hielt ich die gefalteten Hände hin zum Aufsitzen, guselte aber heimlich mit dem Daumen den «Adelante» hinter der Gurte, daß er schnaubend zur Seite sprang, so daß sie dreimal abrutschte, als sie schon fast oben war. Aber sie ließ nicht lugg, und endlich war sie im Sattel; sie wunderte sich, daß sich «Adelante» ganz anders benahm, schnaubte und mit der Nachhand seitwärts ging. Das ist sehr einfach zu erreichen, wenn man ein Pferd statt am Trensen am Stangenzügel führt und mit der Hand ganz unmerklich links und rechts das Gebiß spielen läßt, da werden alle Blutpferde aufgeregt. Und das tat ich mit der unschuldigsten Miene von der Welt, derweil ich den Arm meiner göttlichen Madelon fest an mich preßte und mit ihr plauderte. Die Rotsproßige fing an zu weben, sie wolle herunter, das seig ja affreux, sie falle herab, mon Dieu! Natürlich, je mehr sie sich mit den Absätzen festklammerte, je aufgeregter wurde «Adelante» und versuchte einige Langaden, und plötzlich hing die Rotsproßige seitwärts am Hals und mööggete grediuse. Nun mußte ich so lachen, daß ich fast den «Adelante» fahren ließ, und half ihr endlich herunter und der Madelon wieder hinauf. Die Rotsproßige war richtig taube, denn sie ahnte natürlich den Zauber und wäffelte, ich seig ein «malin» und sie komme nie mehr mit, adieu! Und damit machte sie sich schnurstracks wieder Movelier zu, wie sehr wir uns Mühe gaben, sie zurückzurufen, wenigstens die Madelon; ich tat nur dergleichen. So zog ich weiter mit meiner schönen Amazone, und wir lachten und scherzten, und die Madelon versicherte, die Täubi ihrer Cousine werde von kurzer Dauer sein, bis morgen sei alles wieder gut. Vor Pleigne wollte sie zurück, aber ich sagte ihr, ich ließe sie keineswegs allein nach Hause gehen, ich käme wieder mit ihr bis Movelier, und wir machten kehrt. Aber dann hatten wir eine unerwartete Ueberraschung. Kurz nach einer Wegbiegung sahen wir ein ganzes Rößlispiel auf uns zutreiben, den Bataillonskommandanten mit seinen Stabsoffizieren und allen vier Kompaniekommandanten. Es war nicht mehr Zeit, die Madelon aus dem Sattel zu heben; so ließ ich «Adelante» neben den Weg treten und nahm Stellung an und meldete: «Herr Major, Korporal Schwarz, zurück von der Heurequisition!» Major Wettstein, ein feinsinniger und beliebter Offizier, lächelte und fragte, ob ich gleich die Heuerin mitrequiriert habe? Die Herren des Stabes schmunzelten und ließen ihre Pferde wieder antraben und waren bald über den nächsten Hügelkamm verschwunden. Die Madelon wollte nun sofort absitzen, und ich hatte nichts dagegen und reichte ihr wieder den Arm bis fast vor des Onkels Haus in Movelier. Dem Quartiermeister konnte ich plausibel machen, daß wir besser wöchentlich nur vier Fuder des gekauften Heus auf der Löwenburg abholten, weil wir sowieso nicht Platz hätten, so viel offenes Heu einzulagern. So zog ich mit zwei Vierspännern alle drei Tage an die Grenze, und für die Traingelos, die mitkommen durften, war das jedesmal ein Fest, denn die Pächtersfrau setzte uns ein herrliches Mittagessen auf, eine willkommene Abwechslung zum ewigen Spatz: Milchkaffee bis genug, Brot, Käse, frischen Nidelanken und jedesmal eine große Kachel voll wunderschönen Waldhonig. Besonders Bärtschi Bärtus Bärtu chärete mir jedesmal, mitkommen zu dürfen. Nie verfehlte ich, in Movelier die Madelon abzuholen, und die Rotsproßige war auch wieder ausgesöhnt und durfte zu Bärtschi Bärtus Bärtu aufs Heufuder hocken. Am Sonntagnachmittag kamen die zwei jungen Damen etwa zusammen

nach Bourrignon, und der Trainkorporal war in dem weltentlegenen Kaff der einzige, der so feinen Besuch erhielt und sogar der von den Offizieren darum Beneidete. Als auch dieser Ablösungsdienst und diese herrliche Zeit zu Ende ging, habe ich noch lange mit der Madelon korrespondiert, aber zwei Jahre später holte ein Arzt aus dem Seeland das schönste Mädchen von Delémont als Frau und entführte sie dem schönen Jura für immer. Zum Heiraten kam ich damals noch nicht in d'Chränz, ich war noch ein Garnichts und junger Schnuuer. Wie zäh und klebrig verfließen die ersten zwanzig Jahre des Lebens und wie schnell rasen sie dahin, die letzten zwanzig, vor denen wir nun stehen, um bald über den Styx zu fahren und zum Jerichopintli zu reiten, das alte Lied anzustimmen: «Schöne Mädchen wird es geben, und wir werden nicht mehr leben!»

«Die schönen Tage von Aranjuez sind nun zu Ende»

Als wir zum nächsten Ablösungsdienst in Langnau einrückten, hatte der Gertschen Fritz das Kommando der dritten Division übernommen. Es begann mit dem berühmten und berüchtigten Gewaltmarsch von den Waffenplätzen weg gleich bis an den Fuß des Juras, die Infanterie mit kriegsmäßiger Vollpackung und Munitionszuteilung auf den Mann, bei erbarmungsloser Vorsommerhitze und ohne alles Training, aus dem Zivilleben. Oberstdivisionär Gertsch, der alles andere als ein Soldatenschinder und einer der beliebtesten helvetischen Heerführer aller Zeiten war und bleiben wird, wollte mit diesem strapaziösen Fünzig- bis Sechzigkilometermarsch (je nach Abgangsmobilmachungsplatz) einmal zeigen, wie unsinnig es ist, den Infanteristen wie einen Maulesel zu bepacken und ihn am Ziel völlig gefechtsuntüchtig ankommen zu lassen. Er erreichte seinen Zweck vollkommen: mehr als ein Drittel der Infanterie blieb marod am Wege liegen. Mir machte dieser Türk nichts, denn ich marschierte nicht zu Fuß, sondern ritt ein herrliches Pferd, den Irländer Fuchs «Pfeil». Gerne würde ich manchem unter seinem Oergeli dahintamelnden Infanteristen erlaubt haben, seinen Sack auf einen meiner Fourgons zu werfen, aber das war streng verboten. Der Gertschen Fritz führte übrigens eine ganz neue und vernünftige Marschordnung auf den Ueberlandstraßen ein. Der Infanterist brauchte nicht mehr in Reih und Glied möglichst ausgerichtet dahinzutrappen, es war erlaubt, kuppelweise zu marschieren, wie ein Turnverein auf dem Bluestbummel, es war gestattet, den Kragen zu öffnen, das Käppi ans Bajonett zu hängen, das Gewehr nach Belieben geschultert, angehängt, umgehängt, im Arm oder in der Hand zu tragen, zu rauchen und - nicht nur erlaubt, sondern befohlen möglichst viel zu singen. Nur durch die größeren Ortschaften mußte wieder Tritt gefaßt und in alter Ordnung in Viererreihen beim Wirbeln der Trommeln marschiert werden, «kerzengerade, hochaufgerichtet». Von diesem Ablösungsdienst weiß ich nicht viel Lustiges zu berichten, er war streng und strapaziös, und die Truppe war immer irgendwie in Bewegung. Ich erinnere mich nur, daß mir einmal der «Pfeil» durchging und mit mir im Sechzigkilometertempo über die Landstraße von Develier bis nach Delsberg raste, an marschierenden Kolonnen und Fuhrwerken und Lastwagen vorbei, das Aufregendste und Prickelndste, was man erleben kann. Ich machte übrigens von diesem Ablösungsdienst nur 41 Tage, dann mußte ich zur Trainrekrutenschule nach Bülach einrücken, um meine Korporalschnüre abzuverdienen.

Auch diese Rekrutenschule war streng, und ich erinnere mich nur eines heitern Ereignisses. Es war auf dem großen Ausmarsch in Uhwiesen und gerade am 1. August 1917. Wir feierten mit dem Zürcher Weindorf hart an den Türen Schaffhausens, und sie kredenzt uns Rekruten freigebig ihren herben Wein. Und da noch fast ein ganzes der gespendeten Fässer übrig blieb, reute es uns natürlich, dieses zurückzulassen und der Feldweibel Rügsegger erlaubte, daß man damit die Feldflaschen füllte. Er konnte nicht voraussehen, daß auf dem morndrigen Weitermarsch der Artilleriewaffenchef die Kolonne inspizieren würde, und das Pech wollte es, daß gerade unsere Kompanie auf dem Marschhalt Auslegeordnung erstellen mußte, und der Herr Oberstdivisionär ließ ganz zuletzt noch einen Trainrekruten die Feldflasche öffnen, und nun war der Zapfen ab. Die ganze Rekruteneinheit mußte die Feldflaschen hervorklauben und öffnen, und alle waren voll des herrlichen Uhwieser Weines. Es gab nun ein Höllendonnerwetter, denn damals war das Alkoholverbot während des Dienstes besonders streng. Ich erinnere mich nicht mehr, wie dieser schreckliche Betriebsunfall für unsern Feldweibel abgelaufen ist. Item, wir waren alle froh, daß diese Schule zu Ende ging. Aber wir hatten die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Der Dienst wurde um 15 Tage verlängert, um die Haferernte auf der ungeheuren Weite zwischen Kloten und Bülach einzubringen. Hunderte von Fudern führten wir in die Reithallen beider Waffenplätze. Das Alkoholverbot mußte gelockert werden, weil Befehl kam, zum Znüni und Zvieri bei der heißen Erntearbeit Most als Zwischenverpflegung abzugeben. Von daher stammt der bis heute erhaltene Soldatenslogan: «Moscht müesse sie eim gäh!»

Straßenbaudetachement Jura

Wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf mich am ersten Dezember 1917 im tiefsten Zivilleben ein telegraphisches Aufgebot, am andern Morgen um 9 Uhr auf dem Bahnhofplatz Delsberg zum Straßenbaudetachement Jura einzurücken. Auf dem Bieler Perron warteten einige Dutzend Dätel verschiedener Waffengattungen, und ein riesiger Trainkorporal des Bataillons 28 kam auf mich zu und fragte mich, was verfluchte Cheibs das ächt für ein kurliges Aufgebot seig, ob das etwa ein Strafdienst sei bei diesem Straßenbaudetachement? Ich mußte lachen und sagte, ich wüßte nicht warum, man könne aber nie sicher sein, wann dr Tüfu dr Lätz nehme. Der Trainkorporal war zehn Jahre älter als ich und hieß Christen, er war Oberpacker bei Kehrli & Oehler und wohnte im Marzili; von dieser ersten Begegnung an waren wir Freunde für unser Läbtig. Wir hockten in den Zug und tubaketen und werweiseten, was donners uns ächt in dem Delsberg hinten erwarte. Als wir endlich kurz vor 9 Uhr dort einfuhren, wimmelte es auf dem weiten Bahnhofplatz von Militär wie bei einer Generalmobilmachung. Etwa dreißig Offiziere standen beisammen und auf dem ganzen Platz mehr als achthundert Mann aller Waffengattungen und Heeresklassen - Auszügler, Landwehr, Landsturm-Infanteristen, Dragoner und Guiden, Kavallerie- und Fahrende Mitrailleure, Artilleristen von den schweren Haubitzen bis zu den Gebirgskanönern, Artilleriefahrer, Armee- und Linientrainsoldaten, Radfahrer, Motorwägeler, Verpflegungstrüppeler, Bäcker und Ballöngler, Bärner, Zürcher, Basler,

Thurgauer, Appenzeller, Welsche aller Kantone, Ticinesi und Romantschen - kurzum: eine komplette Musterkollektion der ganzen helvetischen Milizarmee stand da wegen der Kälte lebhaft herum und schlinggete die Arme, bis der Zeiger der Bahnhofuhr auf exakt 9 Uhr rückte. Da schrillte eine Signalpfeife, und sechs Leutnants rannten auf einer langgestreckten Linie auseinander und piffen ihrerseits und mööggeten: «Dritte Division, auf zwei Glieder antreten! - Fünfte Division - Première division, rassemblement - Vierte Division, Sammlung! - Sechste Division, mir nach! - Deuxième division, à moi!» Der Soldatenhaufen wirbelte durcheinander und auseinander, und dann begannen die Feldweibel und Fouriere, endlos Namen abzulesen und wieder zu sortieren: «Draguner, Fahrer, Träng, Säumer, fahrende Mitrailleur rächts use - die angere links aträtte!» Oestlich gegen das Rondelle hinaus sahen wir Hunderte von Pferden und weiter hinten einen eigenartigen riesigen Wagenpark; wie sich dann herausstellte, lauter Meterbännen und Grienwagen, auf der Bahnhoframpe waren Geschirre, Sättel, Pferdedecken, Mannschaftsdecken zu großen Haufen aufgetürmt, daneben ganze Wälm Schaufeln und Pickel. Als der Verles zu Ende war, hielten Hauptmann Ingold vom Liebefeld auf deutsch, ein welscher Oberleutnant auf französisch, ein Feldweibel auf italienisch kurze Ansprachen: Auf Befehl des Generals werde ein Straßenbaudetachement für den Jura aufgeboden, um die durch das Militär abgenutzten Verkehrswege wieder in Ordnung zu bringen, der Dienst werde auf nachzuholende oder künftige Ablösungsdienste angerechnet. So, nun wußten wir es: Was Wille will und Sprecher spricht, dem füge dich und murre nicht!

Kommandant des Straßenbaudetachements war mein Nachbar, Trainmajor Rolli von Köniz, in Zivil Zimmermeister, ein flotter, leutseliger, echt bernischer Milizoffizier mit einem aufwärts gezwirbelten Schnauz. Auf seinen Befehl übernahm ich das Pferdedepot mit einem Dutzend Reservepferden und sämtliche in Delsberg bleibenden Offizierspferde, die einige mir zugeteilte Landsturmdragonier, Fahrer und Ordonnanzen zu betreuen hatten. Alle übrigen achthundert Mann und vierhundert Pferde marschierten ab in die zugeteilten Arbeitsrayons, die Hälfte ins Elsgau, je ein Viertel in die Freiberge und ins Laufental. Die Offiziere vom Stab waren alles ältere, gsatzliche Herren und auf das Reiten gar nicht mehr erpicht, so hatte ich alle Tage ein halbes Dutzend Offizierspferde zu bewegen und auch mit meinen Leuten und den Reserve-Trainpferden auszurücken ein herrliches Leben! Aber es dauerte nicht einmal acht Tage, da ließ mich Major Rolli aufs Kommando kommen und eröffnete mir, er müsse mich zum Detachement Elsgau als Rechnungsführer abkommandieren, der dortige Quartiermeister sei beurlaubt, und er habe keinen andern, ich könne auch gleich dessen Pferd übernehmen, und morgen früh habe ich mich beim Detachementskommandanten Oberleutnant Cottier in Asuel zu melden! Asuel! Welch vertrauter und mit schönen Erinnerungen verbundener Ort! Er söhnte mich sofort mit meinem Auftrag aus, so ungern ich mein Herrenreiterleben in Delémont aufgab. Am Abend langte der beurlaubte Quartier-Meister an und übergab mir sein Pferd, eine prächtige kastanienbraune Anglonormänner-Stute, die ich gleich «Grandezza» taufte. Der Quartiermeister gab mir noch einige generelle Instruktionen; es sei eine schwierige Komptabilität zu führen, viele Mutationen, einige hätten nur wenige Tage Dienst nachzuholen, andere Wochen und Monate, alle Tage fast gäbe es Entlassungen und Neueinrückende, dazu die verschiedensten Soldansätze - Berittene und Unberittene - viele Detachierungen, Mundportionen, Reiseentschädigungen usw. Die Bücher und die Kasse werde mir Oberleutnant Cottier übergeben.

Und damit begann der romantischste aller meiner Dienste. Am frühesten Morgen schon trabte ich auf meiner «Grandeza» über die Rangiers und führte sie dann am Zügel hinab in das liebliche, nun winterliche Tal von Asuel, das ich vor drei Jahren als Telephonordonnanz des Brigaderüedu voll Wehmut verlassen hatte. Beim obersten Dorfrank stand der Korporal Christen und hatte eine Riesenfreude und sagte mir, hier hätten wir es wie im Ankenhafe, der Oberleutnant seig ein glatter Siech, eine wälsche Gmüetsmoore, einen bessern könnten wir uns nicht wünschen, und es seig einfach wie in den Ferien. Oberleutnant Cottier begrüßte mich unten im «Raisin» wie einen alten Bekannten, gab mir die Hand und hieß mich willkommen wie ein Generaldirektor seinen neuen Prokuristen. Er übergab mir die Komptabilität und die Kasse und sagte, er habe mir gleich das Zimmer des beurlaubten Quartiermeisters reservieren lassen, die Büroordonnanz werde es mir zeigen. Die Büroordonnanz war ein richtiges schlaues Appenzeller Chögli, der Landwehrfüsilier Ruckstuhl, er hatte ein so verschmitztes Gesicht, daß man nie wußte, ob er lache oder gränne. Von früher her kannte ich das halbe Dorf und machte überall meine Antrittsvisite, auch im Pfarrhaus beim Curé, der mich gleich zu einer Flasche einlud und mit mir vom Brigaderüedu sprach.

Oberleutnant Cottier war ein Genfer Auslandschweizer, aus den Kolonien eingerückt und nun während des Krieges hier festgehalten, ein leutseliger, gemütlicher, etwas nonchalanter Offizier, der nicht nur fünf grad sein ließ, aber es konnte keinen geeigneteren Kommandanten für diese zusammengewürfelte Arbeitskompanie geben. Es war keine leichte Truppe, viele Intellektuelle, Arrivierte und Gestrandete, Kaufleute aus Uebersee, Direktoren, Ingenieure und Techniker, die als gewöhnliche Dätel Dienst tun mußten, Sprachlehrer und Künstler neben Käsern aus Ostdeutschland, Schiffsmatrosen, Cowboys, Landwirten aus Frankreich und Gutsverwaltern aus Ungarn und Rumänien, Manager aus Britisch-Ostindien und Algerien, das alles durchsetzt mit einheimischen Däteln, die nachholen mußten oder auch in vielen Fällen wegen Renitenz vom betreffenden Einheitskommandanten gerne an das Straßenbaudetachment abgeschoben wurden. Es wurde gearbeitet, nicht allzu heftig, wie das überall üblich ist in aller Welt, wenn das Militär Zivilarbeiten ausführt. Wir hatten drei Steinbrüche, und in jedem rattete ein großer Steinbrecher mit Petrolvergaser, und fünfzig Mann sprengten und karettelten. Von unsern zweihundert Rossen waren immer hundert im Zug, die übrigen bedurften der Ruhe bei der ungenügenden Futterration - nur noch ein Kilo Hafer, drei Kilo Heu und dafür zusätzlich Johannisbrot, das viele Pferde nicht fraßen -, zweihundert Mann schaufelten die Grienhaufen gleichmäßig und gemächlich über die Straßen, und Oberleutnant Cottier hatte für jeden ein freundliches Wort, er redete den letzten Dätel mit «mon ami» an und bot manche Zigarette. Bei grimmig kaltem Wetter ließ er später ausrücken und schon im frühen Nachmittag wieder einrücken. Das Hauptverlesen war das einzige Tagesereignis mit militärischem Einschlag, aber auch dieses ließ er gruppenweise in den einzelnen Tennen abhalten, wenn es gar zu arg strubuete. So ging alles seinen gemächlichen Gang und wie am Schnürchen. Ich hatte die Komptabilität bald im Schuß; sie gibt meist nur zu Anfang und Ende eines Dienstes viel Arbeit. So ritt ich alle zwei Tage mit dem Christen und drei Fourgons hinüber zum Bahnhof Courgenay zum Fassen, und meistens kehrten wir bei der Gilberte rasch zu einem Trunke ein, durch die Hintertür natürlich, wegen dem immer noch geltenden Alkoholverbot während der Arbeitszeit, das wir nicht sonderlich beachteten, da es auch in Asuel außer Kurs und wir ja Dreiviertelzivilisten waren. Einmal,

in einer grimmig kalten, mondhellen Dezembarnacht, sattelten wir noch um 11 Uhr unsere Pferde, da sie den ganzen Tag im Stalle gestanden, und ritten zur Gilberte von Courgenay hinüber, deren Name dann Hanns In der Gand verewigt hat. Sie stund extra wegen uns wieder auf und braute uns Kaffee, und wir schütteten wegen der Kälte Doppelgläslä Kirsch hinein und plauderten und blagierten in der Küche bis 1 Uhr früh, und als wir heraustraten, war es finster wie in einer Chue und schneierlete fein, und der Mond hatte sich gänzlich verschloffen. Wir sahen nicht handbreit und ließen unsere Pferde traben, denn Pferde kennen jeden einmal zurückgelegten Weg. Aber diesmal ging es uns verflucht blöd; außerhalb Cornol seckelten wir bei der Finsternis in die eigenen, noch nicht vermachten Grienhaufen und gingen wie auf Kommando grindvoran über Bord. Die Pferde waren eher wieder auf den Beinen als wir und blieben gottlob schnaubend stehen, und wir vergewisserten uns mit Zündhölzli, daß sie nicht etwa kuronniert waren, aber die Schneedecke hatte sie, keinen Schaden nehmen lassen. Nun trotteten wir ordentlich duch, die Rosse am Zügel führend, ins stockfinstere Asuel hinunter und merkten erst, als es uns ein paarmal untenausnahm, wie sauglatt die Straße war, das reinste Ziibi, denn wir hatten keine Stollen an den Füßen wie unsere Streitrosse.

Hau dr Chatz dr Schwanz ab ...

Alle zehn Tage ritt ich über die Rangiers und hinunter nach Delsberg, um beim Quartiermeister das Geld für den Sold und für die Auslagen unseres Elsgauer Detachements abzuholen. Es waren immer 4000-5000 Franken, und ich mußte davon etwa zweitausend in Münz mitnehmen, was ein ordentliches Gewicht für meine «Grandezza» zu tragen gab, denn ich verstaute alles in meinen Sacothen. So stieg ich von Develier weg jedesmal ab, und meine Stute war so vertraut, daß ich sie allein hinter mir nachtrappen lassen konnte; oft war mein vierbeiniger Kompanietresor auch weit voraus. Wir spielten zusammen, die «Grandezza» und ich: war ich voraus, so versteckte ich mich nach einem Rank etwa hinter einer Tanne, und wenn sie gemütlich vorbeitrappete, erchlüpfte ich sie mit einem Huronengebrüll oder mit einer Schneeballe, und dann nahm sie ein paar Langaden, und schlug hinten aus, und die Zweifränkler und Fünfliber in den Sacothen rasselten, und ich hatte eine schnuderbubenhafte Freude daran. War sie aber weit voraus und ich seckelte ihr nach, dann ließ sie mich fast aufschließen, ging dann in Galopp und blieb erst weiter vorn wieder stehen und wieherte höhnisch zurück.

Damals mußte es gewesen sein, daß die ersten Soldatenstuben auch in den Nebenausorten errichtet wurden, und so erhielten wir auch eine und dazu die jüngste Soldatenmutter Helvetiens, die zwanzigjährige Marianne, ein knusperiges, lustiges Meitschi. Der Christen - ich nannte ihn längst nur noch «Chrigu» und er mich «Housi» - also, der Chrigu, der Ruckstuhl und ich und noch einige zugewandte Orte aus Uebersee verlegten unsern Stammtisch aus dem «Raisin» in die Soldatenstube, so sehr der Chrigu fluchte, das cheibe Teegsöff und Nußgipelfrässe heig doch kei Zukunft und etwa heimlich eine Bier- oder Weinguttere in das alkoholfreie Heiligtum einschmuggelte und dann die ernstlichen Vorhalte der Soldatenmutter mit einem Füditätsch saldierte, wofür er eine nicht allzu saftige Ohrfeige gerne in Kauf nahm. Radio gab es damals noch nicht, aber wir hatten einen alten

Trichtergrammophon, den irgendeine gute Seele der Soldatenstube geschenkt hatte, mit ein paar Dutzend arg verhrauten Platten, aber mehr spielte unser eigenes Orchester, der Rücku, wie Ruckstuhl genannt wurde, schriß ausgezeichnet ein Schwyzerörgeli, und ein schnauzbärtiger Landwehrfüsel aus Mexiko zupfte die Laute und sang dazu spanische Liebesromanzen, und einen Jodelklub konnten wir sowieso zusammenstellen, dazu einen welschen und einen italienischen Gsangverein. Zuweilen kam auch Oberleutnant Cottier und sang mit; er hatte einen schönen Tenor, was man etwa vom Chrigu und mir nicht hätte behaupten können. Sehr schön und feierlich war das Weihnachtsfest 1917 mit unserer jungen Soldatenmutter, und am Neujahr ging es wie im Himmel voru. Aber dann zogen sich dunkle Gewitterwolken über dem Detachement Elsgau zusammen und das nahm seinen Anfang am 2. Jänner 1918, als wir unserer etwa ein Dutzend Arm in Arm gegen Mitternacht das Dörfli hinabzogen und liedeten:

«Hau dr Chatz dr Schwanz ab, hauere nid dr ganz ab,
la-nere no as Bitzli stah, daß sie cha spaziere gah!»

und eine Stentorstimme aus der Finsternis rief: «Haut da, was isch das für ne Verein?» In den Weg traten uns ein Kavalleriehauptmann und zwei Oberleutnants, und der Chrigu, der ihnen am nächsten war, nahm largement Stellung an und meldete: «Herr Houpmé, Straßenbaudetachment Jura!»

«A schöni Saubande!» mööggete der Häuptlig, «z’Nacht am zwölfi bsoffe sone Radau z’mache! Wie heißt eue Kommandant?»

Nun trat ich vor, nahm Stellung an und salutierte: «Herr Hauptmann, üse Kommandant isch dr Herr Oberlüttnant Cottier, u mier si nid bsoffe, mir chöme grad us dr Soldatestube u hütt isch Bärzelistag u verlängerte Usgang!»

«So, so!» schrie der Häuptlig, das wei mr de no untersueche! Und jitz vürschwindet, dier Krakeelbrüder, aber rasch!»

«Es taget vor dem Walde, stand uf,
die Hasen laufen balde, stand uf, Kätherlin!»

Am übernächsten Morgen sortierte ich die Post, und dabei war ein Dienstkuvert vom Kommando in Delsberg an Oberleutnant Cottier mit dem großen Vermerk: «Personnel, très urgent!» Ich ging zu seiner Zimmertür und weckte ihn und rief, es sei ein Expreß vom Kommando da. «Je viens!» kam als Antwort, und bald darauf erschien er im Pyjama im Büro: «Bon jour, fourier, est-ce que ça presse tellement?» Ich gab ihm den Brief, er öffnete ihn und begann ihn zu studieren und sich dann hinter dem Ohr zu krauen; «Non de pipe - de, pipe, alors voyez!» und damit überreichte er mir den Ukas des Kommandos in Delsberg und ich las mit steigendem Unbehagen: Die Kavalleriebrigade zwo habe Beschwerde geführt. Eine Offizierspatrouille habe am 2. Januar mitternachts im ganzen Dorf Asuel keine einzige Schildwache angetroffen, um 12 Uhr sei eine Gruppe Unteroffiziere und Soldaten randalierend und gröhlend durchs Dorf gezogen, andere seien noch nach 12 Uhr im «Raisin», im «Ours» und im «Cheval blanc» angetroffen worden, einige arg betrunken. Dieses schlechte Beispiel

der Soldaten und vor allem der Unteroffiziere des Straßenbaudetachements wirke ansteckend auf die regulären Truppen und zerstöre die militärische Disziplin und müsse ungesäumt abgestellt werden. Das Kommando verlange über diese Vorkommnisse eingehenden Rapport durch Meldereiter bis mittags 2 Uhr!

Donnerwätter, das war scharfer Tubak. Oberleutnant Cottier nahm aber die Sache nicht stotzig, er sagte, ich solle den Antwortrapport schreiben, er werde ihn unterzeichnen und dann könne ich grad selber mit nach Delsberg reiten, ich habe das gängigste Pferd. Und damit pyjamalete er wieder in seinen Schlauf hinüber, um fertigzupfusen. Ich schrieb eine ziemlich geharnischte Antwort, ignorierte die gravierenden Punkte, wie das Fehlen von Schildwachen und die Besoffenen und schrieb dafür sehr hochtrabend: die betreffende Offizierspatrouille sei ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht worden, die Unteroffiziere und Soldaten, die sie singend auf der Dorfstraße getroffen, kämen aus der alkoholfreien Soldatenstube; es sei verlängerter Ausgang wegen des Bärzelistages, sonst herrsche im Betrieb des Detachements Elsgau des Straßenbaudetachements Jura straffe militärische Disziplin und Ordnung. Punktum. Das trug ich zum Oberleutnant hinüber, der sich seufzend im Kahn herumwälzte und dann mit einem hingehaltenen Tintenstift seinen Chräbel daruntersetzte. Gegen Mittag bereits trabte ich auf meiner «Grandezza» stolz wie ein Ministre extraordinaire et plénipotentiaire des beleidigten Elsgaues über die verschneiten Höhen der Rangiers und schlags 2 Uhr meldete ich mich bei Major Rolli auf dem Kommando in Delémont. Er zwirbelte zwei-, dreimal seinen gewaltigen Schnauz und begrüßte mich: «Ja, ja, Schwarz, das isch a dummi Gschicht! Daß jitz die donners Gavallerie grad het müesse wieder i dä Prunttuter Zipfu füre cho!» Ich sagte dem Herrn Major, das seig nienehalb so gefährlich, ich habe da die Antwort vom Oberlüttnant Cottier, sie scheine mir vernünftig zu sein und damit die Sache abgetan. Major Rolli studierte unseren Rechtfertigungsbericht und zwirbelte dann seinen Schnauz und meinte: Ja, ja, das seig gut und rächt, aber dä guet Cottier lasse da viel usse, von den fehlenden Schildwachen sage er gar nüt und von denen, welche sie besoffen angetroffen, auch nüt, er werde da noch einiges beifügen müssen, jä - nu , so deh - wie es zum Reiten seig über die Rangiers, ob es nicht eine verflucht glatte Straße sig?

Zurück in Asuel meldete ich dem Oberleutnant, die Sach seig so gut wie erledigt, der Major habe nicht einmal viel gesagt, eine Schildwache vor dem «Raisin» würden wir wohl aufziehen müssen, man seig natürlich nun nie sicher, wann die cheibe Kavalleristen wieder herumschnüffelten. Der Oberleutnant war sehr befriedigt und sagte, es sei gut und das wegen dem Wachaufzug solle ich organisieren. Wir beiden Unschuldslämmer ahnten nicht, welch gewaltiges Gewitter sich zu unsern und unseres Elsgauer Detachementes Häupten zusammenballte, und Oberleutnant Cottier ging mit mir ins Restaurant hinunter und ließ eine Flasche ganz alten Burgunder aufmarschieren. Es lag schon ziemlich Schnee, und die ganze Nacht durch schneite es weiter und den folgenden Vormittag, und es war kurz vor Mittag, als ich mit Chrigu vor dem obersten Pferdekantonement stand, und wir werweiseten, ob wir bei dem Wetter am Nachmittag mit den Traingelos ein wenig Pferdebewegung machen wollten oder grad besser überhaupt am Schermen blieben. Da nahte hoch zu Roß um den Straßenrank ein Schneemann, er weiß und sein riesiger Fuchs weiß zugedeckt, und wir glotzten, was das wohl bedeute, als der Schneemann sich bei näherem Zusehen als ein riesiger Trainhauptmann in der alten blauen Uniform mit einem riesigen, gezwirbelten Mexikanerschnauz entpuppte und uns

unvermittelt andonnerte: «Chöi ächt die Herre Schtellig anäh und mälde!» Der Chrigu, als der Aeltere, stellte seine Haxen etwas näher zueinander und salutierte: «Herr Houpme, Straßenbaudetachment Jura, Stallung sieben, zweiundzwanzig Pferde!»

Der Hauptmann stieg aus dem Sattel und reichte dem Chrigu den Trensenzügel: «Tüend Sie das Pferd in Stall, löhnt Sie's gut abriibe und fuettere, und wo isch ds Kommando?»

«Herr Houpme, i däm Stall isch kei Platz, überhaupt hier in Asuel chönne mir keis Roß meh unterbringe, dier müeßt mit ihm nach Frégiécourt!»

«Waß?» brüllte der Hauptmann, «kein Platz? Ich will Ihne scho zeige, ob kein Platz isch! Stellet Sie die Högge näher zäme oder zwei drvo ins Tenn use, mis Pfärd mueß an Doppelstand ha, verschtande! Ich bin hier dr neu Kommandant, wo isch dr Herr Oberlüttnant Cottier?»

Dagegen war nichts zu erwidern, als «zu Befäu Herr Houpme!», und der Chrigu nahm den hochbeinigen Fuchs und ich schnallte dem Häuptlig den Säbel vom Sattel und ging mit ihm gegen das «Raisin» hinunter, wobei er mir Aussichten eröffnete, die mir die Haare zu Berg steigen ließen. Hier seig eine Sauornig dem Tüfel äbe, er komme auf Befehl des Armeekommandos und werde Ordnung machen, daß man dieses Straßenbaudetachment schon in einer Woche nicht mehr wiedererkenne. Auf dem Kompaniebüro im «Raisin» war niemand als die Büroordonnanz Rücku, der gerade den Ofen einheizte und nicht einmal umeluegte, weil er meinte, das seig der Oberleutnant, mit dem ich da komme. Der Hauptmann donnerte ihn gleich an: «Sie Glünggi, Sie verdammte, chönnet Sie nid Stellung anäh, wenn an Offizier ins Büro chunnt?» Der Rücku ließ grad seine Arflete Scheiter gheien, fuhr herum und glotzte den zürnenden Häuptlig an wie einen ins Paradies eingebrochenen Oberteufel. «Chönned Sie sich amälde, Sie Moschtchopf?» schrie der Häuptlig, und Rücku zackte endlich die beste Achtungstellung seiner ganzen militärischen Laufbahn zusammen und mööggete erschrocken: «Härr Hopme, Füsilier Ruckstuhl, Büroordonnanz!» «Wo ist dr Herr Oberlüttnant?» fragte barsch der erzürnte neue Kompaniechef, und Rücku stagelte erschrocken: «Im ,Schwaublan' dänk, Herr Hopme, bim Aberidiv dänk, Herr Hopme!» «Härehole, sofort, Laufschrift.» «Zu Bifähl, Herr Hopme, aber villacht ischt er im ,Urs', Herr Hopme! » «Suechet Sie en bis Sie en händ, marsch, abfahre!» Und dann wandte sich der Gewaltige mir zu: «Sie sind also hier Fourier! Gänd Sie mir amal die bishärige Tagesbifählsornig!» Ich schlug die Sporen zusammen: «Zu Befähl, Herr Houpme, mier hei keini!» «Waß?», brüllte er erstaunt. «Nei Herr Houpme, das isch nid nötig, mier hei alli Befähl mündlich erteilt. As gitt da nid viel z'befähle, als eifach d'Tagwacht, Arbeitsbeginn und Abträttezit! Der Häuptlig zog die Augenbrauen hoch in maßlosem Erstaunen und schrie: «Waß? Ich will Ihne zeige, was an Tagesbefähl isch! Hocket Sie ane, ich will Ihne ein' diktiere, daß Sie wieder wüsset, was Diensch ischt!» Ich setzte mich an den Tisch und der neue Kommandant vis-à-vis, und nun diktierte er mir einen Tagesbefehl, der eine Grenadierkompanie in Potsdam erchlüpft hätte:

Baumannschaft:

5h.30	Tagwache (zmits im Jänner!), Kantonnementsordnung erstellen, Waschen, Inspektion durch die U.O.
6-6h.30	Frühturnen
6h.30	Frühstück
7-12h.	Straßenarbeit
12h.15	Einrücken, Reinigungsarbeiten
12h.30	Mittagsverpflegung,
13h.30-14h.	Soldatenschule
14-17h.30	Straßenarbeit
17h.30	Einrücken, innerer Dienst
18h.30	Abendverpflegung
19 h.	Hauptverlesen
19-21h.30	Ausgang im Kantonnementsrayon
21h.30	Kantonnementsverlesen
Dienstfreie U. O. Ausgang bis 22h.30	

Train:

5h.	Tagwache, Kantonnementsordnung erstellen Füttern, Stallordnung, Inspektion durch die U. O., Waschen
6-6h.30	Frühturnen
6h.30	Frühstück
7-12h.	Materialfahren, Fassen
12h.15	Einrücken, Hafern
12h.30	Mittagsverpflegung
13h.30-14h.	Soldatenschule
14-17h.30	Materialfahren
17h.30	Einrücken, Stalldienst, innerer Dienst
18h.30	Abendverpflegung
19h.	Hauptverlesen
19-21h.30	Ausgang an Kantonnementsrayon
21h.30	Kantonnementsverlesen
Dienstfreie U. O. Ausgang bis 22h.30	

Als ich das alles niedergeschrieben hatte, sah mich der Hauptmann über den Tisch triumphierend an und fragte: «So, was säget Sie da drzue, Fourier?» «Das isch allerhand, Herr Houpmé!» bekannte ich ehrlich. «Was allerhand! Meinet Sie, dr Bund häig da an Feriekolonie? Hier wird nun gschaffet, die Herre händ ihri schön Ziit gha! Und wär muckt, flügt hindere. Wo händ Sie ds Arräschtlökal?» «Mier hei kes, Herr Houpmé, mir hei no kes bruucht bis jitz!» «Waß?», staunte er, «nid amal an Arräschtlökal händ Sie hie? Herrgott, isch das an Organisation! Sorget Sie sofort für an Arräschtlökal, Fourier, vürschande!» In dem Moment hörten wir Schritte die Holztreppe herauf und gleich darauf trat unser Oberleutnant ein, nahm Stellung an und meldete sich: «Mon capitaine, premier-lieutenant Cottier.» «Hauptmann Rüegg! Freut mi Herr Oberlüttnant, Sie chömed mir grad rächt! Fourier, trättet Sie ab, sorget Sie für as Arräschtlökal!» «Zu Befäu, Herr Hauptmann!» möögete ich und schlug die Absätze zusammen und ging an dem erstaunten Oberleutnant vorbei auf den Gang und gheite fast über den Rücku, der das Ohr an die Türe gepreßt hatte. Und während an der Westfront die kaiserlich-deutschen Armeen in einem letzten verzweifelten Ansturm versuchten, den Erfolg doch noch für eine preußische Hegemonie zu erzwingen, begann im weltfernen Asuel ein Offizier alter helveto-preußischer Schule einen völlig aussichtslosen Kampf gegen eine neue und vernünftige Auffassung auch im Soldatischen. Ich aber sagte der hübschen Catherine, die meine Bude im Oberdorf besorgte, sie müsse mir ihren Wecker ins Zimmer geben, dr Tüfu seig los, wir müßten am Morgen grad zwei Stunden früher aus den Federn.

Eh du auso!

Den Tagesbefehl von Hauptmann Rüegg durchzusetzen war nicht leicht. Aber der neue Kommandant des Detachements Elsgau möögete selbst schon drei Stunden vor dem januarlichen Tagesgrauen als Erster in ganz Asuel herum, und aus den finstern Tennen stürchelten vierhundert Eidgenossen schlafsturm auf die Dorfstraße, um tiefe Kniebeuge zu machen, Beinspreizen vor- und seitwärts, zu balancieren und wie wahnsinnig gewordene Fakire Froschhüpfen zu üben, wobei mancher auf den vereisten Karrgeleisen füdlige ungerus ziibete. Am meisten hatten die Träng zu bärzen: so Öppis huerevürruckte Cheibs hätten sie nicht einmal in der Rekrutenschule erlăbt, das seig ärger als bim Tüfu, we nume dä Himmulandsdonner dr Gring vou Lüüs hätt u zchurz Arme für z' chratze. Mir hatte der Hauptmann auch eine Gruppe für diesen Schlauch zugeteilt, denn wir hatten für diesen Garnisonshochbetrieb viel zu wenig Unteroffiziere. Ich marschierte mit meinen zwanzig Manögglen etwas nebenaus auf den tiefverschneiten Feldweg hinters Pfarrhaus, und dort war schon Oberleutnant Cottier mit seiner Abteilung und etwas weiter hinten der Chrigu mit seiner Kuppele. Hier wurde tubaket und raisonniert wie in einer Altweibertrinkerheilanstalt, bis die Stentorstimme des Häuptlings näher zu hören war, jetzt mußten auch wir loslassen: «Zigarette wăg! - Auf ein Glied - Abstand ein Meter - tiefe Kniebeuge-beeeüüügt-schreckt-beeeüüügt-schreckt!»

Eine große Dienstverdrossenheit befahl unsere so verschieden zusammengewürfelte Truppe, und trotz aller straffen Dienstbefehle, vermehrten Rapporte und der längern Arbeitszeit war das Resultat geringer als unter dem largen Regiment des welschen Oberleutnants. Bald ließ sich dieser beurlauben

und an seiner Stelle rückte ein Aspirant Hartmeier von der fünften Division ein. Der hatte uns gerade noch gefehlt; er war der Prototyp des Militärstrebens, ein Mööggihung nach unten, ein schneidiger Absatzchlepper nach oben, er war ein langer magerer Siech mit einer Hornbrille, stets hatte er einen Rechenschieber mit, weshalb er bald seinen Uebennamen bekam, ‚der Rechenschieber‘. Den ganzen Tag machte er «Inspektion» in den Ställen, obschon er von Pferden einen blauen Tüfel verstund, in den Mannschaftskantonnementen, in den Kiesgruben und in den Küchen. Die Küchenchefs haßten ihn wie lätz, denn er wollte immer «probieren», Suppe mit Markknochen, Milkschokolade mit viel Zucker, den Käse, und von allem schlürfte und fraß er große Mengen, was ihm nichts anzuschlagen schien. Er fiel auch prompt auf den uralten Militärküchenwitz herein: Der Küchenkorporal Wanzenried füllte ihm einmal alte, längstausgesogene Markknochen mit Gewehrfett, und der Rechenschieber schnitt wohl ein schiefes Gesicht und sagte, das Fleisch sei wahrscheinlich nicht gut gelageret gewesen, aber suggete gleichwohl das Gewehrfett bis auf den letzten Tropfen, und die Chuchitigere hielten sich die Bäuche vor Lachen, als er gegangen war. Hatte er seine «Inspektion» beendet, dann kam er ins Kompaniebüro und schrieb Rapporte und Strafanträge am Laufmeter und legte sie dem Häuptlig aufs Pult. Von mir verlangte er am ersten Tage, daß ich aufstehe, und das Büro melde, wenn er, der Offiziersaspirant Hartmeier hereinkomme. Ich lachte ihn aus, damit chönne er mir in ds Füdle blase, vorläufig seig er noch Korporal und ich auch, und übrigens sei ich so gut Aspirant wie er, gegen mich seig er direkt ein Militärsäugling, ich seig ein alter Veteran von 1914. Der Häuptlig war sehr deutschfreundlich, er hatte den «Bund» abonniert und las darin, wenn wir nach dem Mittagessen im «Raisin» den Kirsch mit schwarzem Kaffee schlürften, und da wieder einmal große deutsche Siege gemeldet wurden, triumphierte er und schlug mit Wonne auf den Tisch und sagte, gegen die deutsche Armee sei halt kein Kraut gewachsen, die Franzosen seigen am Abserbeln, und diese Amerikaner, das seigen doch keine Soldaten, das seig ja direkt lächerlich, das seig nur Kanonenfutter, und die Engländer würden alle beide verkaufen, sobald sie mit den Deutschen einig seien, denen sei es nicht mehr wohl bei der Sache, seitdem die Russen die Beine gestreckt hätten. Der Rechenschieber war auch der Meinung des Hauptmanns, und sie waren ganz entrüstet, wenn ich etwa einwendete, es seig noch nicht aller Tage Abend und die letzte Schlacht seig entscheidend und die seig noch lange nicht geschlagen. Dann zwirbelte, der Häuptlig seinen mexikanischen Räuberschnauz und rümpfte geringschätzig die Nase und putzte mich ab: «Davon vürschtönd Sie anschiinend nüt, Fourier! Da sind Sie noch z jung, um über die groß Politik an Urteil z'ha.»

Korporal-Aspirant Hartmeier ließ sich von den Däteln mit «Herr Zugführer» anreden, was ihn natürlich nicht beliebter machte. Mit unserer Büroordonnanz hatte er beständig Chritz und stieß dabei die fürchterlichsten und lächerlichsten Drohungen gegenüber dem mit sanftmütiger Unschuld dreinschauenden Rücku aus: vors Kriegsgericht werde er ihn bringen, ins Zuchthaus, wenn es nicht bessere. Der Rücku vergalt ihm alles mit unnachweisbaren und boshaften Streichen. So warf er ihm einmal Abführpillen in den Morgenkaffee, und die Wirkung trat bald ein. Der Rechenschieber, der eben Rapporte und Strafanträge ausfertigte, sprang plötzlich vom Bürotisch auf und eilte das Gängli nach hinten, wo das einzige geheime Kabinett des «Raisin» war und wollte erlösungsbedürftig die kleine Tür aufreißen, aber sie war geschlossen. Er wartete und es verdrehte ihn fast, und es schien ihm eine Ewigkeit, bis drinnen verheißungsvoll Papier raschelte, aber dann war wieder entsetzliche

Stille. Da begann er, an die Türe zu klopfen: «Wer isch da drinn!» Keine Antwort. «Wer isch da drinn, Antwort, hier Zugführer Hartmeier!»

Endlich tönte es aus dem *Chambre séparée*: «Härr Zugfiehler, Füsilier Ruggstuhl!» «Sie, machet Sie mal fertig, Donnerwätter, wüsstet Sie nit, daß Sie uf d'Mannschaftslatrine ghöret?» «Zu Bifähl, Härr Zugfiehler, sofort bin ich fertig, Härr Zugfiehler.» Und wieder raschelte verheißungsvoll Papier und wieder große Stille. «Sie verfluchter Kerl, Sie, machet Sie, daß Sie usekömmet, aber rasch!» mööggete in seiner Bedrängnis der Rechenschieber. «Sofort bin ich fertig, Härr Zugfiehler», liess es sich wieder hinter der Türe vernehmen, abermals raschelte das Zeitungspapier, und der Rechenschieber wollte eben die Türe einrennen, als gottlob ein Telephon für ihn schrillte und ich ihn von seiner Belagerung abberufen mußte. Im Büro trat er von einem Bein aufs andere, denn es war ein längeres Gespräch des Materialoffiziers in Delsberg, der ihm verschiedene Befehle diktierte. Als er endlich erlöst in die Muschel mööggen konnte: «Zu Befehl, Herr Oberleutnant, Herr Oberleutnant, melde mich ab, fertig!» raste er wie lätz wieder zuhinterst ins Gängli, aber die Türe war immer noch fest verrammelt. Da bekam unser Rechenschieber einen richtigen Wutanfall und mööggete: «Sie verfluchte Kärl Sie, ich bring Sie vors Kriegsgericht, wenn Sie nid sofort ufsperrt, Sie Glünggi, Sie...» «Waß?» tönte eine Stentorstimme, und die Türe wurde aufgestoßen, und Hauptmann Rüegg in seiner ganzen Größe, der inzwischen unbewußterweise Nachfolger des Rücku geworden war, trat heraus und schrie den Rechenschieber an, daß der zurücktaumelte: «Sind Sie vürrückt worde, Korporal! - was fällt Ihne i?» Der Rechenschieber zackte in Achtungstellung: «Entschuldigung, Herr Hauptmann, ich han gmeint, d'Büroordonnanz sei da drinn!» «Fahret Sie ab, göhnt Sie uf d'Latrine, wenn Sie nit chönnet wartel!» schrie der Häuptlig und zog sich wieder ins Allerheiligste zurück. Der Rechenschieber aber kroch wie ein zusammengelegter Regenwurm bischtend den Gang füre, die Stege hinab und hinter den nächsten Kuhstall, den Wald erreichte er nicht mehr. Beim Mittagessen entschuldigte er sich noch einmal beim Hauptmann, und dieser bewilligte ihm, an die besagte Tür zuhinterst im Gängli eine Affiche anzuschlagen: Nur für Offiziere! So war dem Rücku sein Streich über Erwarten gelungen, dafür war er jetzt auf die Latrine verbannt.

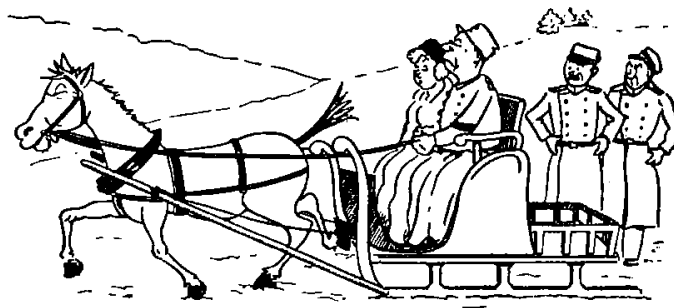
Die Latrine von Asuel war übrigens die herrlichste und hygienischste der ganzen Grenzbesetzung 1914/1918. Drei Meter hoch über dem sprudelnden Bergbach war sie auf zwei Balken als kleines Wetterhäuschen aufgebaut. Auf dieser erhabenen Empore fanden sich auch die Drückeberger und Abgeschlichenen und flüsterten sich ihre Geheimnisse und erzählten sich ihre Lebensgeschichten, ihre Hoffnungen und Nöte, oder Futterten viertelstundenlang die vorüberflitzenden Forellen mit Brot und eidgenössischem Militärzwieback, an dessen steinharter Kruste ohnehin so mancher helvetische Soldatenzahn ein vorzeitiges Ende fand. Aber auch die erhabene, luftige und lustige Latrine von Asuel fand ein plötzliches und unrühmliches Ende. Irgendeiner verübte ein schreckliches Attentat, er sägte die zwei Bälken zu nächtlicher Stunde fast ganz durch, und als am nächsten Morgen Hochbetrieb war und fünf Dätel eng aneinander in der winterlichen Finsternis auf dem Stangeli hockten, fiel die ganze Herrlichkeit unter schrecklichem Krachen und Geschrei in den Bach hinunter. Gottlob nahm keiner bleibenden Schaden und der Häuptlig, der eine strenge, aber erfolglose Untersuchung über diese unkameradschaftliche Sabotage führte, befahl, die neue Latrine einige Meter oben am jenseitigen Bachbord am Waldrand zu graben, eine ganz hundsgewöhnliche und gar nicht mehr beliebte, zu

nächtlicher Stunde schwer zu erreichende und unhygienische Baumasthütte, und die Dätel hatten auf den Ursacher dieser neuen Verschlechterung ihres Lebensstandards eine heillose Wut und schwuren, wenn es auskomme, welcher diesen unsozialen Streich verübt, eine schreckliche Rache zu nehmen und ihm sieben Tage lang den Ranzen alle Abend zu verhauen. Zu diesem Volksgericht kam es aber nie.

Liebe und Schlittenfahren

Von des Tages Müh und Lasten suchten der Chrigu und ich Erholung bei unserer zwanzigjährigen Soldatenmutter, und auch der Rücku stellte sich immer ein mit seinem Schwyzerörgeli. Eines Abends chärete mir die Marianne, ob es nicht zu machen wäre, daß sie einen Pferdeschlitten bekäme, sie möchte ihre Tante besuchen, die sei Soldatenmutter in Beurnevésin ganz im nördlichsten Pruntrutzipfel. Ich sagte großartig gleich zu, einen Schlitten bekomme ich im untersten Bauernhaus, und ich fahre grad selber mit ihr, meine «Grandezza» gehe wie ein Schnellzug. Am nächsten Morgen meldete ich dem Hauptmann, der gerade wieder über einen deutschen Sieg frohlockte und in bester Stimmung war, die Soldatenstube verlange einen Schlitten, um in Beurnevésin etwas Material abzuholen. Der Häuptlig sah mich erstaunt an: Was da, dumms cheibe Züg! Wir seigen dank keine Lohnkutscherei, die Soldatenmutter solle schauen, wo sie ihren Schlitten herbekomme, aber nicht von uns. Auf diese Einrede war ich gewappnet und holte die Befehlssammlung der Generaladjutantur hervor und zeigte ihm einen allerneusten Ukas aus dem helvetischen Hauptquartier: Der Generaladjutant befiehlt: den Soldatenstuben alle irgendmögliche Hilfe zu gewähren, durch Abkommandierung von Ordonnanzen, durch Ausführung von Transporten aller Art usw. Der Häuptlig las das stirnrunzelnd und sagte dann, das gehe uns nichts an, das seig für die regulären Truppen, aber nicht für ein Arbeitsdienstkommando, die Soldatenmutter solle ihr Gesuch an die Kavalleriebrigade richten, von uns bekomme die keinen Schlitten. Ich zuckte die Achseln und sagte, ich werde ihr das melden. Die Marianne war arg enttäuscht, aber ich lachte und sagte, jetzt schrieben wir gleich eine geharnischte Beschwerde und dann seig d' Sach richtig. Ich setzte diese auf, daß jeder Satz messerscharf saß: «Die unterzeichnete Leiterin der Soldatenstube Asuel führt, gestützt auf Artikel 2, Absatz 2 des Befehls der Generaladjutantur vom Beschwerde gegen das Kommando des Straßenbaudetachements Jura, Rayon Elsgau» usw. Diese Beschwerde legte ich dem Häuptlig aufs Pult mit dem Vermerk: «Auf dem Dienstweg an das Kommando des Straßenbaudetachements in Delsberg.» Kurz vor Mittag kam er ins Büro, las mit gerunzelter Stirn den Rapport der Soldatenmutter, sagte kein Wort und steckte ihn ein. Beim Mittagessen befahl er plötzlich: «Fourier - kommandieret Sie an Train für d' Soldatestube, ich will da keiner Schärerei wäge so dummem Züg.» Ich sagte: Zu Befähl! Aber ich habe keinen Train mit einem gängigen Pferd für einspännig, ich fahre grad selbst, mein Pferd gehe sehr gut, und ich müsse sowieso mich nach Heu umsehen. Ach so, das seig also so gemeint eine abgekartete Sache, erwiderte der Häuptlig, aber dann war er erstaunlicherweise ohne weitere Einrede einverstanden. Am andern Morgen früh hielt ich mit meinem mit Stroh wohl ausgepolsterten Schlitten bei der Soldatenstube, die Marianne brachte noch zwei Bettflaschen für die

Fußete und ein Paket Nußgipfel, Schokoladetafeln und eine Teeflasche, und wir zogen los. Sie war gut eingemummelt und hatte einen roten Fuchspelz, um und sah reizend aus, und meine «Grandeza» zog davon, daß es eine Freude war, und von dem Kreuzgeschell war sie ganz aufgeregt.



Die Dörfer, durch die wir fuhren, waren alle mit Kavallerie besetzt, in Miécourt stand der rotbärtige Major und spätere bekannte Oberst Marbach mit seinem Adjutanten vor einer Beiz, er kommandierte eine Landwehrkavallerie-Mitrailleurabteilung und hielt mich an; ich meldete ordnungsgemäß und er erkannte mich und lachte und meinte, ich habe da allem nach einen gäbigen Dienst, mit so einer hübschen jungen Soldatenmutter Schlitten zu fahren. «Zu Befehl, jawohl, Herr Major!» salutierte ich und ließ meine «Grandeza» wieder antraben. Es war eine herrliche Schlittenfahrt mit Müntschi, Nußgipfelknuspern, Teeschlücklen und wieder Müntschi, alles bei einer eisigen Bise und bei stäubendem Schnee. Durch alle Dörfer fuhren wir gleichsam Spießruten vor neidischen Blicken und unter saftigen Zurufen der Dragoner und Guiden, die in der Kälte ihre Pferde striegelten. Bei der tantlichen Soldaten-Mutter von Beurnevésin gab es ein zünftiges Mittagessen, derweil meine «Grandeza» Gast der dortigen Dragonerschwadron bei wohlgefüllter Krippe war. Zur Rückfahrt starteten wir erst bei Mondenschein, und es war herrlich und unvergeßlich schön!

Sic transit gloria mundi!

Obgleich der Hauptmann die Zügel etwas lockerte, die Tagwache um eine Stunde später ansetzte und das Frühturnen vom Tagesprogramm strich, war die tief eingefressene Dienst-Verdrossenheit nicht mehr zu beseitigen. Es ging wie eine heimliche Verschwörung durch unser Detachement, die Steinbrecher waren all Bott kaputt, und es dauerte jedesmal einige Tage, bis die herbeigerufenen Mineure der Bernischen Kraftwerke sie wieder in Gang brachten. Einem der Kolosse verjagte es einmal das ganze Getriebe, weil «zufällig» ein Vorschlaghammer hineinfiel, ein Sprengpatronendepot ging nachts in die Luft, Meterbännen verloren plötzlich ein Hinterrad und kippten über das Straßenbord hinab und je mehr der Rechenschieber mit der Mannschaft herumschrie und je mehr Strafrapporte er machte, desto verflüchter ging es mit der Leistung des Detachements nidsi. Eine militärgerichtliche Untersuchung fand die Saboteure nicht heraus. Als der Häuptling einst bei der Zugschule selbst kommandierte und den Säbel ziehen wollte, blieb ihm nur der Korb in der Hand, die Klinge war durchgerostet; es stellte sich heraus, daß ihm jemand in die Scheide gebrünzelt hatte, was

bekanntlich für Stahl das Verflüchtteste ist. Man hatte den Rücku im Verdacht, aber er verteidigte sich mit großer Entrüstung, und man konnte ihm nichts nachweisen. Der Hauptmann hatte jetzt meist keinen «Guten», kehrium bekamen wieder einmal die Schwaben auf den Ranzen, die Engländer und Amerikaner waren mit ihren Tanks in die Siegfriedlinie eingebrochen, und so sehr sich der Häuptlig und der Rechenschieber gegenseitig trösteten, das seig nur dieser gemeinen neuen Waffe zuzuschreiben und der Hindenburg werde das hantli wieder ins Greis bringen, vermochte das ihre Stimmung nicht zu heben. In unserem eigenen Lande wuchs die innenpolitische Spannung, das protzige Schieberwesen und die Not vieler Wehrmannsfamilien, die Teuerung und die Knappheit der Lebensmittel schufen eine unheimliche Stimmung. Von dem merkten wir allerdings im romantischen Asuel nicht viel, und mir gefiel es nach wie vor. Mit dem Häuptlig stund ich nun in einem erträglich guten Verhältnis; er ließ mich machen, ich hatte ein herrliches Pferd, eine hübsche Soldatenmutter betreute uns an den langen Winterabenden, und mit der Komptabilität war ich so im Schuß, daß ich sie am Morgen in einer Stunde erledigt hatte und dann meinen Tag ziemlich nach Gutdünken einteilen konnte. Doch «mit des Geschickes Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten», und wir ahnten nicht, welch vernichtender Orkan sich über unserem Straßenbaudetachment zusammenzog und daß ich völlig ungewollt zu einem Drittel die Mitursache dieser Katastrophe wurde.

Eines Tages kam vom Kommando in Delsberg die Meldung, unser Straßenbaudetachment werde der eben eingerückten dritten Division unterstellt. Hauptmann Rüegg und der Rechenschieber schmunzelten, das seig jetzt einmal eine gute Nachricht. Einem ordentlichen Truppenverband angeschlossen, böten sich ganz andere Möglichkeiten für Dienstführung und Avancement, als so in einem quasi herrenlosen Detachment. Aber erstens kommt es anders und zweitens als man meint!

Wieder einmal war der Soldtag fällig und ich ritt mit meiner «Grandeza» hinüber nach Delsberg, faßte meine fünftausend Franken mit dem vielen Münz und zog wieder der Caquerelle zu. Es war ein heißer Februartag, und die Sonne brannte auf den blendenden Schnee, und ich zog den Waffenrock aus und hängte ihn mit dem Ceinturon an den Säbelkorb am Sattel und schritt bergan voraus, und mein vierbeiniger Kassenschrank folgte mir im gewohnten Trott nach, zuweilen zurückbleibend und an den Knospen eines Tannlis knappernd. Die ganze Welt schien wie ausgestorben, ich war guter Dinge, und piffte vor mich hin und marschierte fröhlich meines Weges. Da, als ich gerade am Wirtshaus auf der Höhe von Les Rangiers vorüberzotelte, nur in Reithosen und Hemd und mit den nationalschweizerischunentbehrlichen Hosenträgern, traten einige höhere Offiziere heraus; ich bemerkte Generalstäbler und hatte natürlich einen verfluchten Chlupf. Zurück konnte ich nicht mehr, so beschloß ich, mich wie ein einheimischer Bauer mit den Händen in den Hosensäcken vorüberzuschleichen; aber wieder einmal machte ich die Rechnung ohne den Wirt, das heißt ohne den Hauptmann Fahrländer, mit dem ich schon 1914, als er Bataillonsadjutant bei den Achtundzwanzigern war, Bekanntschaft schloß. «He da, was isch das für ne Vogel, chömet amal dahäre!» tönte seine helle Kommandostimme, und nun war der Zapfen ab. Ich rannte zu der Offiziersgruppe hin, pflanzte mich auf - salutieren konnte ich nicht, weil mein Käppi am wandelnden Tresor hing - und mööggete, grad dem Divisionär Gertsch gegenüber: «Herr Oberschtdivisionär, Korporal Schwarz, Straßenbaudetachment Jura, vom Soldfassen in Delémont zurück nach Asuel!» «Wie chömet Dier drhär? Wo heit Dier Eue Wafferock?» übernahm nun der Gertschen Fritz selber das

erbauliche Fragespiel. «Ufem Roß, Herr Oberschtdivisionär!» «Wo heit Dier Euers Roß, Korporal?» «Dört chunnts, Herr Oberschtdivisionär!» Und ich wies ostwärts, wo tatsächlich in gemütlichem Trott in weiter Ferne meine «Grandezza» auftauchte und gleich wieherte, als sie unser ansichtig wurde. Bis sie da war, hatte der Gertschen Fritz sein kurzes Verhör durchgeführt: daß ich Rechnungsführer beim Detachement Elsgau seig, daß ich fünftausend Franken auf dem Pferd mitführe, um den Sold auszuzahlen, daß ich, um dem Pferd die Last zu erleichtern, nicht reite, aber wegen der Hitze den Waffenrock und das Käppi an den Sattel gehängt habe. Der Gertschen Fritz wandte sich an seine Offiziere, von denen einige das Lachen kaum verbeißen konnten und sagte: da hätten sie ein Beispiel, wohin es führe, wenn man so ad hoc Truppenabteilungen bilde ohne richtiges Kommando. Das sei ja haarsträubend, ein Unteroffizier mit fünftausend Franken Bundesgeldern, der, wie ein Zivilist hemdärmig an der Grenze herumspaziere. Inzwischen war die «Grandezza» ahnungslos zu mir gestoßen; ich nahm sie am Zügel, schlüpfte in den Waffenrock und nahm wieder Stellung, und der Divisionskommandant schrie mich an: «Verschwindet Sie, Sie Korporal, ich wott Sie nümme gseh!» «Zu Befähl, Herr Oberschtdivisionär! Herr Oberschtdivisionär, Korporal Schwarz meldet sich ab!» Ich war ordentlich wütend über mich selbst, aber auch darüber, daß meine Gutmeinenheit und Tierfreundlichkeit mir diesen allerhöchsten Rüffel eingetragen. In Asuel angekommen, dachte ich, es sei am besten, den Vorfall gleich dem Häuptlig zu melden; er saß im Büro mit dem Rechenschieber, und als ich meinen Bericht abgestattet, sprang er auf und liedete mir auch noch etwas herunter: das werde mir zwanzig Tag Scharfen eintragen, ich werde sehen, Herrgottdonnerwätter, und dann noch für einen Offiziersaspiranten, darüber könne ich jetzt das Kreuz machen, damit seig es jetzt aus! Der Rechenschieber grinste schadenfroh hinter seiner verfluchten Hornbrille, und ich dachte, leckt doch mir beide, wo ihr hübsch seid, und meldete mich ab.

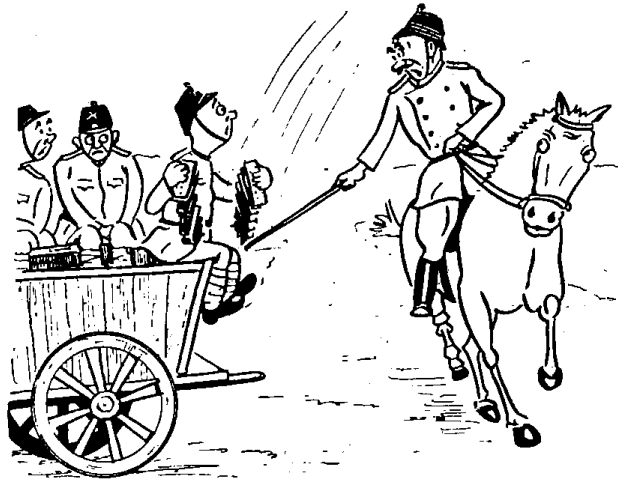
Die persönliche Bekanntschaft des Gertschen Fritz mit dem Straßenbaudetachement Asuel sollte sich am gleichen Tag noch zweimal nicht minder unheilvoll wiederholen. Ueber Mittag schlug das prächtige Februarsonnenwetter plötzlich um, es taute und schneierlete und regnete durcheinander, und der Rücku war mit seinem Militärrad unterwegs, um in Courgenay die Post abzuholen, und alle Bott schlug es ihn auf der flitschigen Straße auf den Ranzen. So gab er sein Fahrrad bei einem Bauernhause zu äußerst von Cornol zueche, und ein altes Muetterli nötigte ihm einen Regenschirm auf, und so marschierte die Büroordonnanz des berühmten Straßenbaudetachementes Jura bald darauf mit dem aufgespannten Schirm dem Bahnhof Courgenay zu und mitten im Dorf grad dem Divisionär vor die Füße. «Wo chömet Sie här, Sie Glünggi, Sie truurige Kärl!», vernahm der zu Tode erschrockene Rücku und vergaß den Schirm zuzuklappen beim Salutieren: «Herr Oberscht, Fiselier Ruggstuhl, Biroordonnanz, Straßenbaudädaschiment Jura!» «Sie Kärl, Sie, fahret Sie ab mit Ihrem Rägeschirm, verschwindet Sie, Sie Saukerl!» Der Regenschirm war nicht das einzige Ordonnanzwidrige am Rücku, als er die Flucht ergriff. Der Oberstdivisionär stellte fest, daß er seine Wadenbinden nach alter Ordnung obsi gerollt hatte, statt nach Befehl Gertsch nidsi, und daß er kein Bajonnet bei sich hatte und befahl dem Hauptmann Fahrländer, sich den verfluchten Kerl zu notieren.

Als der Kommandant der dritten Division mit seinem Stabsauto von Courgenay heimzu und eben durch Cornol fuhr, kam ihm an diesem unheilvollen Tag zum dritten und entscheidenden Mal das Straßenbaudetachement Jura in die Quere. Wir hatten in Cornol ein kleines Detachement mit einem

etwas räßen Küchenkorporal, dem Metzgermeister Scheidegger, der nach dem Mittagessen gerne seine zwei Dreier genehmigte und dann ein wenig in der Küche pfuusete. Nun hatte der Rechenschieber, trotz dem Sudelwetter, sich auf Inspektionsreise gemacht und störte den Scheidegger mit dem Befehl, ihm die Vorräte vorzuweisen und ob er etwa vom Zmittag her noch einige gute Markknochen habe. Da wurde der Scheidegger so verrückt, daß er ein großes Scheit ergriff und damit dem Aspiranten durch das halbe Dorf nachseckelte. Der Gertschen Fritz sah die ungewohnte und disziplinwidrige Jagd grad beim Vorbeifahren, ließ anhalten und rief die beiden herbei. Er brummte ihnen je zwanzig Tage Arrest nach dem Dienst auf, und dem Rechenschieber eröffnete er, Aspiranten, die die Flucht ergriffen, könne man als Offiziere nicht brauchen; er könne seinen Leutnant grad ins Chemi schreiben.

Am nächsten Tag schlugen um Mittag zwei Diensttelegramme auf unserem Kommando wie der Blitz ein. Das erste lautete: Der General befiehlt: Das Straßenbaudetachment Jura wird aufgehoben. Entlassung innert 48 Stunden. Das zweite Telegramm war ebenso knapp: Korporal Hartmeier und Korporal Scheidegger, Straßenbaudetachment Jura, zwanzig Tage scharfen Arrest nach Entlassung des Detachements. Dem Häuptlig verschlug es den Atem. Die ganze Welt brach für ihn zusammen. Auf dem Pult hatte er den neuesten «Bund», dessen Titelseite große Balkenüberschriften trug: «Großoffensive im Westen, die deutschen Armeen in unaufhaltsamem Rückzug!» Als er sich von seinem ersten Schreck erholte, bekam er einen eigentlichen Wutanfall, er sprang auf, schlug mit der Reitpeitsche auf den Tisch, daß die Telegramme zu Boden flatterten und fuhr den erschrockenen Rechenschieber an: «Sie verdammte Kerl Sie, Sie Blender, Sie Idiot!» Der Rechenschieber fuhr bleich in die Höhe und stotterte: «Herr Hauptmann gestatten ...» «Nichts gestatte ich, abfahren, raus!» Dann wandte er sich wütend gegen mich: «Und Sie, Furier, händ Sie au Arräsch?» «Ich?» heuchelte ich Erstaunen, obgleich ich selbst mir nicht erklären konnte, warum ich nicht auch vom Donnerkeil erreicht wurde. «I wüßt nid wieso, Herr Houpmel!» «Wieso, wieso? Wäge geschtert dank!», brüllte er – aber da kam gerade wieder der Rücku mit einem neuen Telegramm.: «Detachment Asuel Abmarsch mit allem Material heute 18 Uhr nach Delsberg zur Entlassung!» Der Hauptmann schüttelte seinen Kopf so energisch, daß der Mexikanerschnauz zitterte, dann mööggete er: «Sofort einrücken, innerer Dienst, Materialkontrolle, Park bereitstellen! Vorwärts, Furier.» Ich sagte ihm, ich könne unmöglich mit dem Detachment abmarschieren, ich habe noch abzurechnen mit den Gemeinden, mit den Bernischen Kraftwerken, mit allen Lieferanten! «Das gaht mich an Dräck a», schrie der erzürnte Hauptmann, «machtet Sie, daß Sie am Sächsi alles bsorget händ und marschbereit sind!» Und damit ging er, mit der Reitpeitsche seine Stiefelschäfte schlagend, der Türe zu, wandte sich noch einmal zurück und schrie: «Für Sie wird wohl au no a Telegram cho! » In dem Moment stieß ihm der Rücku die Türe an den Bauch und mööggete «Herr Hopme, wieder a Deligram!» «Sie Idiot, chönnet Sie nicht Türe aschtändig uftue, Sie Kamell! » schrie der Häuptlig und riß ihm das Telegramm Nr. 4 aus der Hand. Es lautete: «Hauptmann Rüegg meldet sich morgen 8 Uhr Divisionskommando!» Er ging kopfschüttelnd hinaus und ich setzte mich sofort mit Major Rolli in Delsberg in Verbindung und erklärte ihm die Sachlage wegen der Abrechnungen; er bewilligte mir, noch zwei Tage in Asuel zu bleiben und sogar meine «Grandezza» hier zu behalten, um ein Reitpferd zur Verfügung zu haben für die weitläufigen Erledigungen. Schlag sechs Uhr stand - nach vielem Brüllen und Fluchen - die endlose

Marschkolonnen der Meterbännen durch ganz Asuel und weit darüber hinaus bereit, und die Soldaten juzeten und liedeten, und auf dem letzten Karren hockte der Rücker und zupfte sein Schwyzerörgeli. Da kam der Hauptmann im großen Trab und hieb ihm mit einem einzigen wohlgezielten Peitschenschlag das Oergeli grad mitts abeinander und möögete: «Sie vüfluchte Hornochs, Sie, ich will Ihre Tanzmusig mache, jawohl!» Und dann schrillte seine Signalpfeife, und mit seiner Stentorstimme schrie er kolonnenaufwärts: «Singen und Rauchen verboten! Abmarrsch!»



Zweihundert Pferde legten sich in die Stränge, und wie eine endlose Raupe zog das Straßenbaudetachment aus dem lieblichen Asuel in die hereinbrechende Nacht und seinem so plötzlichen Ende entgegen. So geht der Ruhm der Welt dahin!

Für mich aber folgten noch zwei herrliche Tage. Da keine Soldaten mehr im Dorf waren, konnte auch die Soldatenstube geschlossen werden, und ich ging wieder den Schlitten entleihen und fuhr mit der Soldatenmutter im Elsgäu herum, um mit meinen Bauern und Gemeindeschreibern abzurechnen. Dann schlug auch für mich die Abschiedsstunde vom schönen Asuel und der schönen Marianne, und wie ich meine «Grandezza» eben bestieg, ritt eine Schwadron Dragoner ins Dorf, um unsere Stallungen und Kantonnements zu beziehen! Als ich dem dunklen Wald von Les Malettes zutrabte, leuchteten aus der finstern Nacht noch einmal die wenigen Lichter von Asuel herauf, und wahrscheinlich saßen jetzt die donners Draguner bei der jüngsten Soldatenmutter Helvetiens und machten ihr den Hof.

Ende Feuer!

Um der historischen Wahrheit willen muß ich meinen heiteren Erinnerungen noch ein dunkles Schlußkapitel beifügen. Der Sommer 1918 führte den Ersten Weltkrieg in großen Schlachten seinem Ende zu. Die zermürbten Armeen der Zentralmächte wichen von Stellung zu Stellung auf allen Fronten zurück, überall züngelte die kommende Revolution, die bereits das Reich der Zaren

verschlungen hatte und nun das deutsche Kaiserreich und die tausendjährige Habsburgermonarchie unaufhaltsam dem Abgrund zudrängte und so manche Königskrone im alten Europa auch. In unserm Lande wuchsen mit der wirtschaftlichen Not die politischen Spannungen, und düstere Wolken der Zwietracht überschatteten das kriegsverschonte Helvetien. Die Armee blieb standhaft, ruhig und treu, und der damalige helvetische Kriegsminister Decoppet prägte ein wahres und historisches Wort, als er ausrief: «Tout est fou sauf l'armée!»

November 1918. Das Oltener Aktionskomitee rief den Generalstreik aus, der Bundesrat bot auf Verlangen des Generals vermehrt Truppen auf, darunter die gesamte Kavallerie von damals achtundvierzig Schwadronen. In Zürich übernahm Oberstdivisionär Steinbuch das Kommando, in Bern Oberstkorpskommandant Wildbolz, unser Divisionär von 1914. In und um Bern rückte unsere achte Infanteriebrigade ein unter Oberst Schwendimann, das Freiburger Regiment unter Oberst von Diesbach und die zweite Kavalleriebrigade. Die Grippe wütete und raffte Hunderte von Soldaten dahin, es gab Truppenteile, die ungeduldig auf den Befehl warteten, den Streik mit Waffengewalt niederzuwerfen, und es gab durch Agitatoren aufgewühlte Arbeitermassen, die von den verantwortungsbewußten Arbeiterführern nur mühsam im Zaume gehalten werden konnten. Es gab Heißsporne auf beiden Seiten, so erinnere ich mich auf unserer Seite eines ehemaligen Mitschülers im Gymer, des Artillerieleutnants August Haas; er erstürmte mit einigen Unteroffizieren das Berner Volkshaus und schoß mit seiner Pistole durch die Türen in verschiedene Gewerkschaftsbüros. Die Situation wurde so bedrohlich, daß sich der Bundesrat in den Schutz des Generals in dessen Hauptquartier begab, dort beim Bundeshaus und an allen wichtigen Punkten und Straßenkreuzungen kauerten hinter schussbereiten Maschinengewehren mit hochgeschlagenem Mantelkragen die Soldaten. Zum Glück hatten damals zwei vernünftige Männer das Schicksal der Bundeshauptstadt in der Hand. Oberst Wildbolz als Platzkommandant und der sozialdemokratische Gemeinderat Schneeberger als Polizeidirektor. Ihrer Zusammenarbeit war es wohl zu verdanken, daß es nicht zum Äußersten kam. Schneeberger versprach Oberst Wildbolz in die Hand, daß er die Streikleitung verpflichten werde, weitere Kundgebungen und Aufläufe zu verhindern, daraufhin zog Wildbolz die Kavallerie aus der Stadt zurück. Nach drei Tagen kapitulierte das Oltener Aktionskomitee, der Generalstreik wurde abgebrochen, die durch die Grippe dezimierten Truppen wurden zurückgezogen und allmählich entlassen.

Wie gut war es, daß es damals, abgesehen von einem blutigen Zusammenstoß in Grenchen nicht zu Blutvergießen Eidgenossen gegen Eidgenossen kam, wie not tat uns wenige Jahre später die Einigkeit, als neue drohende Gefahren rings um unser Land aufstockten und so bald schon zum Zweiten Weltkrieg führten.

Meine «heiteren Erinnerungen eines alten Soldaten» wollte ich in einem Bande bis zum Ende erzählen, aber der Vorrat dieser Erinnerungen reichte viel weiter, und so werde ich wohl im nächsten Jahr noch meine Erlebnisse als Aspirant und Offizier schildern müssen - vorausgesetzt, daß dieser erste Versuch bei Dir, lieber Leser, und vielleicht doch auch bei Dir, verehrte Leserin, Anklang fand.

INHALT

Wer will unter die Soldaten	5
Rekrut von Anno vierzehn	6
Die Infanterie und die Artillerie und die Kavallerie war auch dabei	7
Füsilier Lillienfeld	7
Morgen früh, wenn der Hahn und der Feldweibel kräht	9
Oublié	10
Runter von meinem Knie, schwarzbraune Rosemarie!	11
Die Schlacht von Les Réusilles	13
Intermezzo	13
Schön ist die Jugend von zwanzig Jahren	15
Sah ein Knab ein Röslein stehn	16
Schatz, 'mein Schatz, reise nicht so weit von hier	18
Kriegerlehlinge	19
Mues i denn zum Städtele hinaus	21
Kleines Intermezzo	22
Bürnplizer Präludien	22
Hühnerläuse und Alarm in Seprais	25
Wenn andere Leut` schlafen, so müssen wir wachen, müssen Schildwach stehn, Patrouillen gehen	27
Mir göh i'd Schwümm	29
Unser oberster Kriegsherr	30
I Gring ineluege	33
Kompanie Hagenbeck	34
Brigade-Rüedu	35
Telephonitis	38
Martinssümmeili	39
Schön ist das Henneli, am Morge uf sinem Stengeli	41
Dr Grasschnägg	43
Brigade-Rüedu läßt die Schlacht an	46
Kaum gedacht, ward der Lust ein End gemacht	47
Gestern noch auf stolzen Rossen	48
Klavier-Alarm	49
O Tannenbaum, o Tannenbaum!	51
Ein Schifflin sah ich fahren	54
Zur Winterszeit, zur Winterszeit, bei Eis und bei Schnee	57
Hügliordo	58
Die Schlacht von Assisi	59
Die lustige Witwe	61
Die Hochzeit des Figaro	64
Der Schuß von der Kanzel	65
Motorwagendienst	67
Juliette	70
S wott wieder a luschtige Summer gäh	73
Die Sauen von Cortegrande	76
Nostrano di Cavergho	77
Schützengräbelen	79
An die Pferde!	81
Lache Bajazzo!	84
Bärtschi Bärtus Bärtu	85
Im Feld des Morgens früh	87
Im schönsten Wiesengrunde	88
La Madelon pour nous n'est pas sévère	89
Die Rotsproßige im Roßhimmel	92
Die schönen Tage von Aranjuez sind nun zu Ende	94
Straßenbau detachment Jura	95
Hau dr Chatz dr Schwanz ab	98
Es taget vor dem Walde, stand uf, Kätherlin, die Hasen laufen balde	99
Eh du auso!	103
Liebe und Schlittenfahren	106
Sic transit gloria mundi	107
Ende Feuer!	111

